
Rezensionen zum Thema

„Dimensionen von *Gender Studies*“

Ursula Degener

Die selbstkritische Kanonisierung westdeutscher Frau- enforschungsgeschichte. Ein umfassendes Text- und Lehrbuch zur sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung

Andrea Bührmann/Angelika Diezinger/Sigrid Metz-Göckel/Martina Althoff/
Mechthild Bereswill/Birgit Riegraf/Sabine Hark (Hrsg.): Lehrbuch zur sozialwissen-
schaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung. 3 Bde, Opladen, 2000-2001.

Andrea Bührmann/Angelika Diezinger/Sigrid Metz-Göckel: Arbeit, Sozialisation,
Sexualität. Zentrale Felder der Frauen- und Geschlechterforschung, Opladen 2000
(Leske und Budrich, Lehrbuch zur sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlech-
terforschung, Band 1, 274 S., 18,00 €).

Martina Althoff/Mechthild Bereswill/Birgit Riegraf: Feministische Methodologien
und Methoden. Traditionen, Konzepte, Erörterungen, Opladen 2001. (Leske und
Budrich, Lehrbuch zur sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterfor-
schung, Band 2, 255 S., 18,00 €).

Sabine Hark: Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie, Opladen 2001. (Leske und
Budrich, Lehrbuch zur sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterfor-
schung, Band 3, 298 S., 18,00 €).

Die Herausgeberinnen haben mit diesem dreibändigen Lehrbuch zur sozialwis-
senschaftlichen Geschlechterforschung gleichzeitig mit Christina von Brauns
und Inge Stephans *Einführung in die Gender-Studien* (2000) eine Lücke in
der deutschsprachigen Lehrbuch-Literatur zu den neu entstehenden Gender-
Studies-Studiengängen geschlossen. Bisher gab es, so die Herausgeberinnen
in der Einleitung, nur wenig Überblicksdarstellungen über die Geschichte der
Frauen- und Geschlechterforschung in den Sozialwissenschaften. In Lehrver-
anstaltungen musste deshalb häufig auf eine große und schwer überschaubare
Vielfalt von Einzelaufsätzen und Textausschnitten zurückgegriffen werden,
sollten die Studierenden nicht mit hochkomplexen und voraussetzungsvollen
Texten überfordert werden. Hier sind nun als Ergebnis der Lehrerfahrungen
der Autorinnen geeignete Texte versammelt und mit Einführungen und Kom-
mentaren versehen worden. Im angelsächsischen Bereich, in dem die Lehre in
den *Gender Studies* schon seit längerer Zeit institutionalisiert ist, findet sich
hingegen seit längerem eine Fülle von Readern (Philipps 1998, Gould 1999,
Kemp/Squires 1997, Nicholson 1997 etc.).

Eine der größten Stärken dieser Einführung und gleichzeitig das Neue an ihr ist der Einstieg über die Praxisfelder Arbeit, Sozialisation, Sexualität. Im ersten Band wird anhand dieser Praxisfelder die Geschichte der Frauen- und Geschlechterforschung seit den 60er Jahren dokumentiert. Im zweiten Buch eröffnet die Methodenentwicklung eine andere Perspektive auf diese Geschichte, auch vor dem Hintergrund von politischen Frauen- und Lesbenbewegungen. Der dritte Band schließlich zeigt die theoretische Entwicklung der Geschlechterforschung, wobei sowohl Themenkomplexe des ersten Bandes wie beispielsweise soziale Ungleichheiten als auch methodische Fragen aus dem zweiten Band wieder aufgenommen werden, wenn es zum Beispiel um Geschlecht und Repräsentation oder Feminismus und Wissenschaft geht.

Die Entwicklung bzw. Veränderung der Frauen- bzw. Geschlechterforschung lässt sich im ersten Band sehr gut mitverfolgen, denn die empirische Sozialforschung anhand der drei Praxisfelder Arbeit, Sozialisation und Sexualität lässt die jeweils zeitspezifischen Positionen besonders deutlich aufscheinen, gerade auch im unterschiedlichen Sprachgebrauch der verschiedenen Phasen. Die Bandbreite der Positionen präsentiert sich am Beispiel von Schlüsselwörtern aus den Texten zum Praxisfeld Arbeit: Die Entdeckung des ‚weiblichen Lebenszusammenhangs‘ geht hier der Neubewertung des Arbeitsvermögens ‚der Frau‘ voraus. Dann gelangen wir von der ‚Einseitigkeit und Doppelbelastung‘ über ‚Geschlechterverhältnis und Arbeitsmarktsegregation‘ bis zur ‚alltäglichen Lebensführung‘, die nur noch bei der Betrachtung bestimmter Aspekte nach Geschlecht zu unterscheiden ist. Der Themenbereich der geschlechtsspezifischen Sozialisationsforschung im zweiten Kapitel des Buchs arbeitet sich von Gilligans Entdeckung einer weiblichen Moral vor zu weniger dualistischen Modellen von Geschlecht in den sozialkonstruktivistischen Ansätzen des *doing gender*. Beispiele für empirische Untersuchungsdesigns zeichnen anschließend die theoretischen Entwicklungslinien in der praktischen Forschung nach. Der letzte Praxisbereich ist der der weiblichen Sexualität. Hier geht es zunächst um die Entdeckung und Stärkung eines spezifisch weiblichen Begehrens, das aus der gesellschaftspolitisch zu kritisierenden männlichen ‚Sexualunterdrückung‘ herausgeschält werden soll, während in einer zweiten Phase dieser Theorieentwicklung eher psychoanalytische Deutungen sexueller Sozialisation im Zentrum stehen. Auf die anfangs noch etwas selbstbezogene Kritik der Lesbenforschung an der Heterosexualität als Normalität folgt dann eine grundsätzlichere und weiter gehende Infragestellung dieser Normativität und ihrer gesellschaftlichen Relevanz.

„Disziplin Geschlechterforschung“ oder Sozialwissenschaft aus Genderperspektive?

Das Vorhaben einer „kritischen Selbstthematization als Disziplin Geschlechterforschung, in der Frauen- und Lesbenforschung sowie Männerforschung ihren differenziellen Ort haben“, ist ein hoch gestecktes Ziel für ein Lehr- und Einführungsbuch. Durch kommentierte Auszüge aus zentralen Quellentexten sollen Einsteigerinnen und Einsteiger „zu einer kritischen Reflexion“ ermutigt werden. Die Einleitung zum ersten Band macht neugierig auf die Kommentare, die den Studierenden und anderen Leserinnen und Lesern nicht nur den Einstieg in die Thematik erleichtern, sondern sie auch mit der „Möglichkeit und Aufgabe“ konfrontieren sollen, „aus den unterschiedlichen Konzepten, Ansätzen und Diskussionen eigene Positionen zu formulieren“. Die „Disziplin“ der Geschlechterforschung wird in diesem Zitat auf ihre sozialwissenschaftliche Richtung reduziert, wohl um in der Konkurrenz zu beispielsweise philosophischen Einführungen in die feministische Theorie (Becker-Schmidt/Knapp 2000, Nagl-Docekal 1999, Meyer 1992, 1997) eine klare Nische zu besetzen. Vor allem im zweiten und dritten Band jedoch wird deutlich, dass die Trennung zwischen philosophischen und soziologischen Fragen wie auch zwischen anderen ‚klassischen‘ Disziplinen nicht durchgängig zu leisten und auf alle Fälle diskussionswürdig ist.

Viele der Fragen, die sich im Laufe des Lesens nicht nur bezüglich der deutlichen disziplinären Positionierung stellen, hätten schon in der Einleitung zum ersten Band, die viel mehr *Leseanleitung* hätte sein dürfen, gestellt werden können: Was ist eigentlich Frauenforschung? Warum „nahm sie ihren Ausgangspunkt in den Sozialwissenschaften“, und warum gerade in den 70er Jahren? Zur „Selbstthematization einer Disziplin“ wären ein paar einleitende und auch die Autorinnen positionierende Worte interessant und hilfreich gewesen. Auch nach den Begriffen ‚Frauenforschung‘, ‚Geschlechterforschung‘, *sex*, *gender* und ‚Feminismus‘ und ihrer Geschichte und Reichweite sollte in Einleitungen und Kommentaren eines Textbuchs gefragt werden, das den Anspruch hat, neben dem Zitieren entscheidender Texte Zusammenhänge aufzuzeigen. Nur so wird man die Studierenden dieser „Disziplin“ mit Kategorien für das nötige Problembewusstsein ausstatten, um wissenschaftlichen Diskussionen kritisch folgen zu können. In den Einleitungen zum zweiten und dritten Band ist dies besser gelungen. Einleitungen und Kommentare werden im zweiten Band vorbildlich mit Leitfragen ausgestattet, die den Blick für Zusammenhänge und Kontroversen zwischen den Texten schärfen und Anregungen für Diskussionen bieten. Die Kommentare gehen zwar nicht immer über Zusammenfassungen der Texte hinaus. Sie nutzen aber selbst dann der Orientierung der Leserinnen und Leser, wenn sie zuweilen sehr viel vorwegnehmen. Insgesamt zeigen sich

hier jedoch so große Unterschiede in der Vorgehensweise nicht nur zwischen, sondern sogar innerhalb der Bände, dass ein Gesamturteil kaum möglich ist.

Westdeutsche Frauenforschung zwischen Hegemonialität im Ost-Westverhältnis und internationaler Eingebundenheit

Heißt es im ersten Band noch, die Geschlechterforschung sei „im westlichen Teil Deutschlands entstanden, weil hier die gesellschaftlichen Geschlechter-Verhältnisse anders als im östlichen Teil Deutschlands von Frauen als sehr problematisch empfunden wurden“, und wird hier noch unbegründet gelassen, warum nur in deutscher Sprache verfügbare Texte ausgewählt wurden (schon der Hinweis auf begrenzte Ressourcen hätte das Verständnis erleichtert), so wird im zweiten Band schon differenzierter argumentiert, dass ost- und westdeutsche Frauenforschung nicht vergleichbar seien. Im dritten Band endlich weist Sabine Hark auf Texte hin, die diese Frage diskutieren. Es wäre ebenso spannend und erhellend gewesen, wenigstens in Fußnoten zu erfahren, wie richtungweisende angloamerikanische, französische und andere ausländische Geschlechterforschung sich im Verhältnis zur deutschsprachigen entwickelt hat, ob hier beispielsweise das Verhältnis qualitativer zu quantitativen Methoden grundsätzlich anders oder ähnlich bewertet wurde, oder zumindest, wo zu diesen Fragen Literatur zu finden ist. Die Eingebundenheit der deutschen Geschlechterforschung in internationale Diskussionen hat sicher zugenommen; diese Einflüsse und Kooperationen sollten ebenfalls erwähnt werden.

Ein ‚offener Kanon‘

Wie ist es möglich, eine – als Lehrbuch automatisch – kanonisierende Darstellung so offen zu lassen, dass Leserinnen und Leser, die mit der Materie unvertraut sind, sich möglichst autonom ihre eigene Meinung bilden können? Die – wie ich meine beispielhafte – Entstehung dieses Lehrbuchs im Dialog und mit dem Feedback der Studierenden zeigt einen außerordentlich selbstkritischen und vorsichtigen Umgang mit dem Problem der Kanonisierung von Texten. Als Auswahlkriterien nennen die Autorinnen, dass die verwendeten Texte wichtige Positionen und Perspektiven bzw. zentrale Aspekte im Rahmen der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung thematisieren sollten. Auch das Kriterium, dass die Texte Diskussionen entzündet und nachhaltig beeinflusst haben sollten, ist nachvollziehbar und einsichtig. Dass die Texte verständlich sein sollten, versteht sich bei einer Einführung von selbst; dass sie in deutscher Sprache vorhanden sein mussten, ist dagegen vermutlich eher eine Frage der Ressourcen. Die Einführung in die Geschlechterforschung

über ihre Geschichte und anhand von Quellen scheint mir eine sehr sinnvolle Methode zu sein. Einsteiger werden so mit den Voraussetzungen von Kontroversen konfrontiert und ihr Problembewusstsein und kritisches Urteilsvermögen in Bezug auf heutige Geschlechterverhältnisse geschult.

Leider wird in der Einleitung jedoch nicht deutlich, was gemeint ist, wenn die Autorinnen durch Selektion und Akzentsetzung „*unserer Lesart* der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung ein ganz bestimmtes Profil ... geben“ (im Orig. kursiv) wollten. Wie weit Positionierungen gehen dürfen und in welche Richtungen sie gehen, wäre hier zu klären gewesen, damit Leserinnen und Leser sich schon hier ein Bild machen können, welcher Ausschnitt gegebenenfalls gezeigt werden wird. Denn dass es sich nur darum handeln kann, wird im Nachhinein klar: Klare Meinungsäußerungen oder explizite Parteinahmen für einzelne Theorieansätzen bleiben in den Kommentaren und der Einleitung über die drei Bände hinweg aus. Die Offenlegung der eigenen Positionierung hätte meines Erachtens den kritischen Blick der Leserinnen und Leser weiter geschärft. Zur Selbstkritik schulen zu wollen müsste eigentlich auch bedeuten, dass die Perspektive hinterfragt oder zumindest geklärt wird, aus der gelehrt wird. Dazu hätte zum Beispiel gehören können, dass das Verhältnis des bundesdeutschen Feminismus zur Kategorie Ethnizität noch ein recht ungeklärtes ist, oder dass die Männerforschung noch nicht sehr verbreitet ist bzw. in den Büchern so gut wie gar nicht zum Tragen kommt etc.

Wissenschaftliches Arbeiten und Nutzbarkeit

Literaturangaben und Fußnoten wurden im ersten und zweiten Band leider meist gestrichen, selbst wenn Zitate im Text noch enthalten sind. Auch der einführende Text in den Themenschwerpunkt Arbeit kommt beispielsweise mit erstaunlich wenig Literatur aus, obwohl hier der Verlauf der wissenschaftlichen Diskussion dargestellt wird. Der Begriff „weiblicher Lebenszusammenhang“ wird mehrfach in Anführungsstrichen verwendet, ohne dass Ulrike Prokops Name fällt. Das irritiert, auch wenn der entsprechende Textausschnitt einige Seiten weiter abgedruckt ist. Der erste Band hat formal so viele Mängel, dass man ihn Studierenden kaum in die Hand drücken möchte – trotz der guten Textauswahl. Wie z.B. auch ein kurzer Blick in angloamerikanische Vorbilder zeigt, müssen Fußnoten und korrekte Zitierweise auch in Textbüchern mit kürzeren Ausschnitten nicht eingespart werden. Insbesondere Texte aus der empirischen Sozialforschung büßen viel an Glaubwürdigkeit ein, wenn Belege gestrichen werden.

Im zweiten Band wird – offenbar wurde hier aus den Erfahrungen mit dem ersten gelernt – im Rahmen der Einleitung schon in die Handhabung des Buches eingeführt. Anders als im ersten Band werden hier auch die Einführungs- und Quellentexte am Ende der thematischen Abschnitte, die praktisch als ‚Unterrichtseinheiten‘ konzipiert sind, mit der angegebenen und weiterführender Literatur vollständig angegeben – ein schönes und sehr hilfreiches Konzept für die Vorbereitung von Seminaren. Was auch hier allerdings noch fehlt, ist ein Verzeichnis der abgedruckten Quellentexte. Für eine individuelle Arbeit mit den Lehrbüchern wäre es jedoch notwendig, die verwendeten Texte mit Seitenangaben, wenn schon nicht im Inhaltsverzeichnis, so zumindest in einem Verzeichnis im Anhang, übersichtlich zu sammeln, so dass deutlich wird, zu welchen Themen beispielsweise Regina Becker-Schmidt zu Wort kommt, zu welchem Themenbereich welche Autorinnen geschrieben haben etc.

Der zweite Band gibt vor allem Aufschluss über die methodischen Anfänge der Frauenforschung, die mit ihrem stark politischen Anspruch und ihrer Wissenschaftskritik heftige Kämpfe über die Methoden einer weniger androzentrischen Sozialwissenschaft ausfochten. Die „methodischen Postulate“ einer Maria Mies und die Auseinandersetzungen darum sind auch aus heutiger Sicht noch spannend, denn eine feministische Theorie, die ihren Namen verdient, muss immer wieder neu das Verhältnis von Wissenschaft und Politik für sich klären. Feministische Theorie muss wie jede wissenschaftliche Haltung die Relation von Subjekt und Objekt kritisch hinterfragen und Methoden entwickeln, um zu große Nähe oder Entfernung der Sozialwissenschaft zu ihrem Gegenstand zu vermeiden. Diese Verhältnisse zwischen Wissenschaft und Politik, zwischen Forschenden und „Beforschten“ werden anhand von Texten aus der empirischen Sozialforschung illustriert. Die Vorstellung einer Vielfalt aktuellerer Methoden im dritten Teil des Buchs zeigt mit ethnomethodologischen, kritisch-theoretischen, diskursanalytischen und relationalen Konzepten Kontinuitäten auf, die beinahe fortschrittsoptimistisch stimmen und im übrigen die Überzeugung verraten, dass Methodenvielfalt und gegenstandsbezogene Methodenwahl ein Gewinn für die feministische Forschung sind. Viele Studierende werden sich an dieser Stelle sicher noch einen weiteren Praxisteil mit der Anwendung dieser Theorien wünschen; die „Methoden“ der diskursanalytischen Untersuchungen bleiben beispielsweise relativ unklar bzw. zu abstrakt für ein methodisches Lehrbuch. Möglicherweise verspricht auch der Titel des Bandes hier zu viel: „Feministische Methodologien und Methoden“ passt m.E. nicht besonders gut zur Ablehnung der Existenz „originär“ feministischer Methoden bzw. eines Methodenkanons, im Vor- und Nachwort. Man hätte hier einen bescheideneren Titel wählen sollen wie „Erkenntnistheoretische Ausgangspunkte sozialwissenschaftlicher Frauen- und Geschlechterforschung zwischen gesellschaftspolitischen Standpunkten und wissenschaftlichen Idealen“.

Der dritte Band ist am ehesten zu empfehlen; hier wurde offenbar aus den Erfahrungen mit den beiden anderen Bänden gelernt. Die Auswahl der Texte und die Position der Autorin werden deutlich präziser motiviert; auch formal ist an diesem Band nichts auszusetzen: Im Inhaltsverzeichnis erhält man einen Überblick über die abgedruckten Texte, die meist nur gering gekürzt sind und vollständige Literaturangaben enthalten. Wenn Sabine Hark in ihrer Einleitung empfiehlt, die drei Bände des Lehrbuches querzulesen, bedeutet das wohl nicht die Empfehlung zum Schnelldurchgang, sondern die lohnende Aufforderung, die weit gehend fehlenden Querverweise selbst herzustellen. In den vier thematischen Pfaden: Soziale Konstruktion von Geschlecht, Ungleichheitsverhältnisse zwischen den Geschlechtern, Repräsentation in der symbolisch-diskursiven Ordnung von Geschlecht und dem kritischen Bündnis von Wissenschaft und Feminismus ist die Möglichkeit von Querverbindungen zu den Praxisfeldern des ersten Bandes sowie den erkenntnistheoretischen und wissenschaftskritischen Fragen des zweiten Lehrbuchs denn auch augenfällig.

Paula Irene-Villa hat zum Themenpfad des Sozialkonstruktivismus einen leicht lesbaren und die Grundfragen des Themenfeldes anstoßenden Einleitungstext geschrieben. Er zeigt die Gemeinsamkeiten, aber auch die unterschiedlichen Schwerpunkte der Texte zwischen der Konstruktion geschlechtsspezifisch empfundener Leiblichkeit, historischer „Stofflichkeit“ des Körpers und sozialen Mechanismen der Konstruktion von Geschlechterdifferenzen auf, ohne zu viel vorwegzunehmen. Während sich diese Fragestellungen auf der Mikroebene bewegen, folgt im zweiten Kapitel ein Themenpfad, der mit dem Thema der Ungleichheitsverhältnisse auf eine Makroebene übergeht. Hier geht es um die gesellschaftlichen Strukturbedingungen der Ungleichheit in den Geschlechterverhältnissen. Zwar wird leider nicht an den ersten Band angeknüpft, der zum Teil mit der gleichen Literatur arbeitet, deutlich wird jedoch an den vorigen Abschnitt angeknüpft; die beiden Themenfelder werden klar voneinander abgegrenzt. Mit Frerichs/Steinrücke und Gümen sind auch Arbeiten vertreten, die Ungleichheit nicht nur als geschlechtlich, sondern auch als sozial und ethnisch bestimmte Kategorie untersuchen. Hier löst Hark ihren Anspruch ein, nicht nur vertiefend in die feministische Theorieentwicklung einzuführen, sondern auch die selbstkritische Reflexion auf das eigene Denken und dessen Bedingungen zu fördern.

Der dritte Teil des Buches, der die symbolisch-diskursiven Ordnungen geschlechtlicher Repräsentation behandelt, setzt die Praxis des Anknüpfens an vorherige Abschnitte fort; hier wird zwar keine genaue Abgrenzung der semiotischen und diskurstheoretischen Repräsentationskritik zu den vorgestellten sozialkonstruktivistischen Positionen vorgenommen, es wird aber dennoch klar, dass es dort um die Reproduktion der Zweigeschlechtlichkeit im Handeln geht, während hier eher geschlechtsspezifische Strukturen der kulturellen Ordnung, die wechselseitige Abhängigkeit dieser Ordnung von einer heterosexuellen

Normalität und die symbolische Macht der männlichen Herrschaft thematisiert werden. An diesem für die feministische Theorie zentralen Themenkomplex lässt sich wunderbar die Postdisziplinarität ablesen, die der „Disziplin“ der *Gender Studies* eigen ist: Soziologinnen und Soziologen, Philosophinnen und Historikerinnen stehen hier nicht einfach nebeneinander, sondern knüpfen deutlich aneinander an. Auch diese Einleitung ist verständlich und nimmt nicht zu vieles vorweg. Hier wird nun endlich die zentrale und grundlegende Frage um das historische Verhältnis von *sex* und *gender* verhandelt, das in den vorangegangenen Bänden kaum zur Sprache kam.

Die Dokumentation wissenschaftskritischer Positionen feministischer Theorie im letzten Kapitel des Buches zeigt ebenfalls die inner-, inter- und transdisziplinäre Verankerung dieser ‚Disziplin‘: Sie entstand und entsteht im Kontakt mit der Frauenbewegung, über die eigenen politischen Ansprüche der Wissenschaftlerinnen. Die Kritik der wissenschaftlichen Reproduktion des Androzentrismus wird mit der selbstreflexiven Kritik eigener Stereotypisierungen konfrontiert und fruchtbar gemacht. Nun treten auch Naturwissenschaften ins Bild. Schade eigentlich, dass diese erkenntnistheoretische Thematik so wenig Eingang in den Methoden-Band gefunden hat, wo die Beziehung feministischer Sozialforschung zur politischen Frauenbewegung diskutiert wird, weniger aber die methodisch herausfordernde Zusammenarbeit der innerdisziplinären Traditionen.

Fazit und Ausblick

Die Sammlung von Aufsätzen in Readern halte ich für eine sehr sinnvolle und nicht nur für die Lehre hilfreiche Einrichtung. Das gilt besonders für Konzepte wie dieses, das durch langwierige Erprobung der Textauswahl in Lehrveranstaltungen entstanden ist und dieses Korrektiv zur selbstkritischen Weiterentwicklung vermutlich auch für kommende Auflagen vorsieht. Vor allem den letzten Band der Reihe werde ich sicher in Seminaren zur Anschaffung empfehlen, denn er versammelt nicht nur eine Reihe von Texten, die für die bisherige und weitergehende Entwicklung der feministischen Theorien von entscheidender Bedeutung sind, sondern statet darüber hinaus die Leserinnen und Leser mit Fragen aus, die eine selbstkritische Haltung gegenüber ihren Antworten fördern. Was die ersten beiden Bände betrifft, überschatten formale Mängel das an sich gut angelegte Konzept. Ansprüchen an Wissenschaftlichkeit wie Nachvollziehbarkeit der Methoden und vollständige Quellenangabe wird durch die Streichung von Literaturangaben und Fußnoten nicht genügend entsprochen; gerade bei Lehrbüchern halte ich das für unverzeihlich. Besonders der erste Band ist so uneinheitlich und schlecht zu überschauen, dass man nur auf eine baldige überarbeitete Neuauflage hoffen kann, zumal hier die eigentliche Stär-

ke des dreibändigen Lehrbuchs liegt: seine Praxisnähe. Vor dem Hintergrund des häufig beklagten ‚Auseinanderdriftens‘ symbolisch-,kulturalistischer‘ und sozialer Aspekte von Geschlechterdifferenz erscheint eine solche Lehrbuchanlage besonders aktuell und lohnenswert.

Auch die Einbindung dieser Einführung in die Geschichte der Frauen- und Geschlechterforschung im deutschen Sprachraum ist ein Novum, das nicht nur die Einordnung theoretischer Positionen erleichtert, sondern auch Generationenkonflikte zumindest in der akademischen Frauenbewegung entschärfen und klären könnte. Aber gerade hier könnte die Selbstkritik schärfer sein: Auch wenn in der Einleitung zum dritten Band von Sabine Hark endlich die Ignoranz gegenüber feministischen Ansätzen in der DDR durch Literaturhinweise auf die entsprechende Diskussion gemildert wurde, sollte die Beschränkung auf den bundesdeutschen Diskurs umfassend kritisch begleitet und diskutiert werden. Es findet sich zum Beispiel auch keinerlei Hinweis auf Verbindungen zur Frauen- und Geschlechterforschung in Österreich und der Schweiz. Die institutionelle Verankerung von *Gender Studies* an deutschen Universitäten erfordert auch inzwischen eine Rechtfertigung der disziplinären Beschränkung oder eine Positionierung der sozialwissenschaftlichen Zweige dieses Faches innerhalb seiner weitverzweigten Forschungslandschaft. Die Autorinnen müssen damit rechnen, dass ihre Leserinnen und Leser in interdisziplinären Studiengängen der Geschlechterforschung begegnen.

Literatur:

Linda Nicholson (Hrsg.): *The Second Wave: A Reader in Feminist Theory*, New York 1997.

Anne Phillips (Hrsg.): *Feminism and Politics*, Oxford 1998.

Carol C. Gould (Hrsg.): *Gender. Key Concepts in Critical Theory*, Amherst, New York 1999.

Sandra Kemp/Judith Squires (Hrsg.): *Feminisms. (Oxford readers)*, Oxford 1997.

Regina Becker-Schmidt/Gudrun-Axeli Knapp: *Feministische Theorien zur Einführung*, Hamburg 2001.

Herta Nagl-Docekal: *Feministische Philosophie. Ergebnisse, Probleme, Perspektiven*, Frankfurt/M. 1999.

Ursula I. Meyer: *Einführung in die feministische Philosophie*, München, 1997 (1992).

Franziska Frei Gerlach

Plädoyer für Vielstimmigkeit

Claudia Opitz, Ulrike Weckel, Elke Kleinau (Hrsg.): *Tugend, Vernunft und Gefühl. Geschlechterdiskurse der Aufklärung und weibliche Lebenswelten*, Münster/New York/München/Berlin 2000 (Waxmann, 366 Seiten, 25,50 €).

Geschlechterfragen werden immer wieder am Beispiel der Aufklärung bearbeitet. Mit gutem Grund, wie der von Claudia Opitz, Ulrike Weckel und Elke Kleinau herausgegebene Band *Tugend, Vernunft und Gefühl* erneut unter Beweis stellt. Die Frauen- und Geschlechterforschung hat inzwischen vielfältige Resultate über die Geschlechterdebatten der Aufklärung, ihre Implikationen und Auswirkungen vorzuweisen. Doch zugleich ist eine Tendenz zur Vereinfachung zu beobachten, die mit der Formierung und Stabilisierung des Wissens über das 18. Jahrhundert einhergeht. Eine der Kernthesen der Frauen- und Geschlechterforschung für die Aufklärung ist das Zugleich von Gleichheitspostulaten für alle Menschen und von Begründungsstrategien zur natürlichen Differenz aufgrund der Geschlechtszugehörigkeit. Die Nachhaltigkeit der daraus resultierenden Geschlechterordnung hat zu einer Fokussierung der Forschungsperspektiven auf die ‚Kosten der Aufklärung‘ und einer Ausblendung der dem historischen ‚Ergebnis‘ nicht widerspruchlos subsumierbaren Stimmen geführt.

An diesem Punkt greifen die Aufsätze des Bandes die Forschungsdiskussion auf und fordern Vielstimmigkeit und historische Differenzierung ein. Programmatisch führt der Band „das begriffliche Dreigespann von Tugend, Vernunft und Gefühl“ als alternative zeitgenössische Schlagwörter zu den die Forschung dominierenden Begriffen der Gleichheit und Differenz an. Erklärtes Ziel des Sammelbandes ist es, die Geschlechterdebatten nicht aus heutiger Perspektive zu beurteilen, sondern im zeitgenössischen historischen Kontext zu situieren und prioritär die weibliche Diskursbeteiligung aufzuzeigen.

Die Beiträge decken ein breites Spektrum ab: Vertreten sind Sozial-, Kultur-, Literatur-, Kunst- und Wissenschaftsgeschichte, Recht, Philosophie und Pädagogik. Die Stoßrichtung der Untersuchungen dokumentiert eindrücklich die Herkunft der Genderforschung aus der Frauenforschung: Der Fokus liegt fast ausschließlich auf weiblichen Lebenswelten. Dies überrascht aufgrund der konzeptionellen Ausrichtung des Bandes nicht, erfreulich ist, dass mit dem Selbstzeugnis einer „Kaufmannsidentität“ auch ein Blick auf die Genese einer männlichen Geschlechtsidentität ermöglicht wird (Susanne Asche).

Ein erster Teil von Beiträgen befasst sich mit Ehe und Mutterschaft, Körper und Sexualität. Sylvia Schraut untersucht die von der Forschung bisher wenig beachtete soziale Gruppe des katholischen Hochadels und das darin wirkende rigide System von Familien- und Karriereplanung, in das sich Frauen wie Männer einzufügen hatten. Maya Widmer kontrastiert die Reglementierung weiblicher Sexualität in der Diskussion der „Unschuld“ bei Jean-Jacques Rousseau und Joachim Heinrich Campe mit derjenigen Marianne Ehrmanns. Am Beispiel der Reform des Sexualstrafrechts in Bayern zeigt Isabel V. Hull, wie die egalitäre Haltung des mit dem Reformentwurf beauftragten Anselm Feuerbach an den traditionellen Vorstellungen der öffentlichen Meinung scheitert. Mit dem Kernbegriff des „Gefühls“ befasst sich Angelica Baum in ihrer Textanalyse Shaftesburys, der den für das 18. Jahrhundert so wichtigen Begriff um 1700 in den philosophischen Diskurs eingeführt hat, und zeigt, wie die Ambivalenz von emanzipatorischem Gehalt und problematischer Naturalisierung schon bei Shaftesbury angelegt ist.

Claudia Opitz sichtet die Forschung zu Mütterlichkeit und Mutterschaft und fordert neben dem verstärkten Einbezug der weiblichen Beteiligung an dieser Debatte um die Stärkung einer weiblichen Autoritätsposition auch, die im 18. Jahrhundert ebenfalls erfolgte Neudefinition von Vaterschaft und Väterlichkeit in den Blick zu nehmen. Die eingeforderte weibliche Beteiligung an der Mutterschaftsdebatte erbringen aus unterschiedlichen Perspektiven zwei Beiträge des vorliegenden Bandes: Am Beispiel der bei den Leserinnen Ende des 18. Jahrhunderts äußerst beliebten Almanache und ‚Taschenbücher für Damen‘ geht Pia Schmid den Strategien zur Popularisierung des aufklärerischen Mutterideals nach und kommt zum Schluss, dass die Verbreitung des Ideals auf das Einverständnis der Frauen bauen konnte. Aufgrund von Selbstzeugnissen der Basler Grossbürgerin Valérie Thurneysen-Faesens (1781-1850) weist Chantal Müller nach, wie die Gefährdungen um Schwangerschaft und Geburt tabuisiert, dagegen Kleinkinderpflege, Krankheiten und deren Behandlung breit thematisiert wurden.

Der zweite Teil der Beiträge sucht die in der Forschungsdiskussion erstarrte Dichotomie von Gleichheit und Differenz aufzuweichen und befasst sich mit Mischungen und Widersprüchlichkeiten aufklärerischer Prämissen vorab in der Frage der Bildung. Die frühaufklärerische Vernunftdebatte, die gerne als Kronzeuge des Egalitätsdenkens angeführt wird, nimmt Wolfram Malte Fues in den Blick und zeigt, wie mit der Differenzbestimmung von „raison“ und „esprit“ bei Poulain de la Barre die Geschlechterdifferenz dem Egalitätsdiskurs immer schon eingeschrieben ist. Dagegen positioniert Birgit Christensen den „Materialisten“ Offray de la Mettrie mit seinem Leitsatz der „Gleichwertigkeit der Verschiedenen“ als radikal-emanzipatorischen Denker. Die zeitgenössische Rezeption der provokativen Schriften von Theodor Gottlieb Hippel und Mary

Wollstonecraft untersucht Ulrike Weckel und kommt zum Schluss, dass die Streitschriften beider nicht – wie bis anhin angenommen – isoliert im Feld der Spätaufklärung stehen, sondern in einem regen Austausch widerspruchreicher Ideen über Gemeinsamkeiten und Differenzen der Geschlechter zu situieren sind.

Ein großes emanzipatorisches Potenzial kommt in den Aufklärungsdebatten fraglos der Frauenbildung zu. Am Beispiel protestantischer märkischer Landadelsfamilien zeigt Silke Lesemann jedoch, dass sich dieses Potenzial hier nicht entfalten, sondern im Gegenteil zu einer „Verbürgerlichung“ und „Verhäuslichung“ mit den entsprechenden geschlechterdifferenten Perspektiven geführt hat, gerade weil der Bildungsstand der weiblichen Adligen hier schon weitgehend dem Geforderten entsprach. Eine Festigung des „haushälterischen“ Bildungsideals auf Kosten der im frühen 18. Jahrhundert noch gleichwertig bestehenden „gelehrten“ und „galanten“ Frauenideale konstatiert auch Bärbel Cöppicus-Wex in ihrer Untersuchung von verschiedenen Auflagen eines *Frauenzimmer-Lexicons*.

Ausnahmen von dieser Regel der steten „Verhäuslichung“ sind jene Frauen, die Handlungsräume innerhalb der aufklärerischen Bildungstheorie und -praxis für sich reklamiert haben. Beate Ceranski weist nach, wie die prominente Ausnahme-Wissenschaftlerin des 18. Jahrhunderts, die Bologneser Mathematikprofessorin Laura Bassi, in einer Tradition weiblicher Gelehrsamkeit seit der Renaissance steht, zeigt aber auch, in welchem Maße sich die Realisierung dieser Karriere einer spezifischen politischen Konstellation und der privaten Unterstützung durch ihren Ehemann verdankt. Weibliche Beteiligung an der aufklärerischen Bildungsdebatte untersucht Elke Kleinau und weist nach, wie selbstbewusst Pädagoginnen in ihren eigenständigen und durchaus kontroversen Beiträgen das Gleichheitspostulat für ihr eigenes Geschlecht reklamieren. Den Beitrag von Frauen in einem sehr spezifischen Bereich von Bildung untersucht Gerlinde Volland: Sie geht den Diskursinterferenzen von Garten, Natur und Geschlechterdifferenz in Theorie und Praxis der Gartenkunst nach, unter anderem an prominenten Beispielen der Literatur, wie Goethes *Wahlverwandtschaften* und Rousseaus *Julie oder Die neue Héloïse*.

Mit der Breite, den unterschiedlichen Perspektiven und divergierenden Schlussfolgerungen dieser Fallstudien ist das in der Einleitung des Sammelbandes von den Herausgeberinnen geforderte Plädoyer für Vielstimmigkeit wahrlich eingelöst worden. Und es ist zu wünschen, dass die Entdeckungsfreude, die sich durch diese Beiträge zieht, auch weiterhin eine neue Sicht auf vermeintlich gesicherte Ergebnisse der Frauen- und Geschlechterforschung ermöglicht.

Anne Stauffer

„We're here, we're queer, get used to us!“ Annamarie Jagoses Einführung in die *queer theory*

Annamarie Jagose: *Queer Theory. Eine Einführung*. Aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von Corinna Genschel, Caren Lay, Nancy Wagenknecht und Volker Woltersdorff, Berlin 2001 (Quer Verlag, 220 Seiten, 15,20 €).

„Allgemein gesagt, beschreibt *queer* Ansätze oder Modelle, die Brüche im angeblich stabilen Verhältnis zwischen chromosomalem, gelebtem Geschlecht (*gender*), und sexuellem Begehren hervorheben. Im Kampf gegen diese Vorstellung von Stabilität – die vorgibt, Heterosexualität sei ihre Ursache, während sie tatsächlich ihre Wirkung ist – lenkt *queer* den Blick dahin, wo biologisches Geschlecht (*sex*), soziales Geschlecht (*gender*) und Begehren nicht zusammenpassen“ (Seite 15).

Das bereits 1996 erschienene Buch *Queer Theory* von Annamarie Jagose wurde jetzt in deutscher Übersetzung von Corinna Genschel, Caren Lay, Nancy Wagenknecht und Volker Woltersdorff im Querverlag herausgegeben. Es bietet eine überschaubare und auch für Nicht-AkademikerInnen verständliche Einführung in *queer theory*. Jagoses Schwerpunkt liegt auf einer Kontextualisierung von *queer theory*, die sie anhand zweier Achsen vornimmt. Zum einen erläutert sie die Entstehung von *queer theory* aus der Geschichte der Lesben- und Schwulenbewegung heraus, zum anderen ordnet sie *queer theory* in den Kontext akademischer (vor allem poststrukturalistischer und feministischer) Diskussionen ein. Im Anschluss an Jagoses Ausführungen gehen die HerausgeberInnen im Nachwort auf Schwächen des Buches, sowie *queer theory* in der BRD ein.

Ausgangspunkt für Jagoses weitere historische und theoretische Erläuterungen bildet das Kapitel „Theoretische Konzepte des gleichgeschlechtlichen Begehrens“. In diesem Kapitel sind vor allem zwei Ausführungen von Bedeutung. Jagose hebt zum einen hervor, dass Sexualität an sich nicht ‚natürlich‘ ist, sondern konstruiert wird. Damit sind sowohl Heterosexualität als auch Homosexualität kulturelle Konstrukte, die darüber hinaus in einem relationalen Zusammenhang stehen. Heterosexualität gewinnt erst durch die Konstruktion von Homosexualität Bedeutung, wird aber gleichzeitig als ‚natürlich‘ und damit unhinterfragbar definiert. Zum anderen macht Jagose deutlich, dass man zwischen homosexuellem Verhalten und homosexuellen Handlungen differenzieren muss. Sie zitiert Foucaults These, dass homosexuelle Identität erst Ende

des 19. Jahrhunderts erfunden wurde. Auch wenn KritikerInnen streiten, zu welchem Zeitpunkt genau diese Identität konstruiert wurde – es ist die grundsätzliche Differenzierung zwischen Handlung und Identität, die wichtig ist.

Die Darstellung von „Homophilenbewegung“, „Gay Liberation – Homo-Befreiung“ und „Lesbischer Feminismus“ im ersten Teil des Buches geben einen guten Überblick über Geschichte, Ziele und Wesensart dieser sozialen Bewegungen. In Jagoses Analyse ist es der Homo-Befreiung zuzurechnen, eine „öffentliche Homo-Identität mit politischer Wirkung hervorgebracht“ (Seite 60) zu haben. Es war jedoch gerade dieser Identitätsbegriff, der in den Folgejahren immer problematischer wurde. Viele Lesben übten Kritik an der *gay liberation*, da sie sich nicht repräsentiert sahen. Aber auch die grundsätzlichen Ziele von Befreiungsbewegungen wurden hinterfragt: so wurde die Wirksamkeit politischer Bewegungen, die auf Identität und auf Anpassung an den „hetero mainstream“ gründeten, angezweifelt.

Im zweiten Teil des Buches findet dann eine Auseinandersetzung mit *queer theory* auf theoretischer Ebene statt. Hier beschäftigt sich Jagose sowohl mit den VorläuferInnen der *queer theory* als auch mit ihren wichtigsten VertreterInnen. Neben einer ausführlichen Darstellung der Thesen Butlers werden auch andere zentrale Gedankengänge von TheoretikerInnen wie Eve Kosofsky Sedgwick, Elisabeth Grosz oder David Halperin vorgestellt. Jagose geht hier nochmals genauer auf „queere Identität“ sowie Hauptstrategien von *queer* ein. Diese können durch Begriffe wie „Entnaturalisierung“ und „Widerstand gegen das Regime der Normalität“ charakterisiert werden. Es geht *queer theory* darum, aufzuzeigen, dass Sexualität ein diskursives Produkt ist und gesellschaftlich reguliert wird. Darüber hinaus arbeitet *queer theory* an dem Projekt, die normative heterosexuelle Ordnung zu entprivilegieren. Die Kritikpunkte an *queer theory* sind vielfältig – Jagose geht vor allem auf drei Bereiche näher ein: auf die Frage nach dem politischen Anspruch/der politischen Wirksamkeit von *queer*, auf die Kritik an *queer* als „Sammelsurium für unterschiedliche politische Subjekte“ und auf den Vorwurf, *queer theory* ignoriere Geschlechterverhältnisse. Die LeserInnen bekommen hier zwar einen Überblick, welche Aspekte von *queer theory* problematisch sind, jedoch fehlt eine tiefergehende Auseinandersetzung gerade mit den Grenzen von *queer*.

Es ist der Verdienst der deutschen HerausgeberInnen, dieses Manko im Nachwort zu beheben. So weisen sie darauf hin, dass es eine der wichtigsten Leistungen der *queer theory* sei, heterosexuelle Identitäten zu hinterfragen, was jedoch bei Jagose nicht thematisiert werde. Darüber hinaus lenken sie den Blick auf die spannende und wichtige Frage nach multiplen Konstruktionen von Normativität, in der die Kategorie Sexualität ein „Baustein“, in Verbindung mit anderen Kategorien wie zum Beispiel ‚Rasse‘ (und Geschlecht, Klasse,

Alter, etc), ist. Bezogen auf Deutschland gilt es damit zu untersuchen, welche Rolle die Figur der ‚Ausländerin‘/des ‚Ausländers‘ in Konstruktionen von Heteronormativität spielt. Die HerausgeberInnen gehen auch auf die Verbindung von Heterosexualität und Kapitalismus ein, und stellen die Frage, inwiefern *queere* Politik zu sehr an der Oberfläche des Körpers festgemacht ist. Alles in allem ein lesenswertes Buch, das viele gute Verweise und Anregungen gibt, auch wenn wichtige Problematiken zu kurz behandelt werden.

Rotraud von Kulesa

Neue Perspektiven für die Romanistik

Renate Kroll/Margarethe Zimmermann (Hrsg.innen): *gender studies in den romanischen literaturen: revisionen, subversionen*, Frankfurt/M. 1999 (dipa-Verlag, Siegener Frauenforschungsreihe Band 6, 2 Bände, 567 Seiten, vergriffen).

Der Sammelband *gender studies in den romanischen literaturen: revisionen, subversionen*, herausgegeben von Renate Kroll und Margarethe Zimmermann geht zurück auf ein Kolloquium zur Geschlechterforschung, das 1998 in Siegen organisiert wurde. Es soll an dieser Stelle darauf hingewiesen werden, dass seit 1996/97 in Siegen die Möglichkeit besteht, „interdisziplinäre Frauenforschung in der Romanistik“ zu betreiben und dass in diesem Forschungsbereich regelmäßige Kolloquien stattfinden, so im Wintersemester 2001/2002 zum Thema „Ablösung oder Erneuerung? Zur Literaturwissenschaft als Kultur- und Geisteswissenschaft“.

Die Beiträge des Kolloquiums, die in diesem Sammelband veröffentlicht wurden, dokumentieren ein breites Spektrum der Frauenforschung in der Romanistik, einem Fach, das im Vergleich zu anderen Fächern (wie zum Beispiel der Germanistik) in diesem Bereich eher etwas rückständig zu sein scheint. Die Beiträge erstrecken sich über alle Epochen und bieten Beispiele aus der französischen, italienischen und spanischen Literatur.

Der Sammelband ist in drei Bereiche gegliedert. Im Einführungsteil, den *Ouvertures*, stellen die Herausgeberinnen Überlegungen an zu den Perspektiven der *Gender Studies* in der romanistischen Literaturwissenschaft. Der Überblick Renate Krolls mit dem Titel „Was können *Gender Studies* heute leisten? Zu Versionen der Subversion und (weiblicher) Subjektkonstituierung“ gibt einen historischen Überblick über die Entwicklung in den *Gender Studies* und skizziert abschließend die Perspektiven, die eine *gender*-orientierte Betrachtungsweise für die Analyse von Literatur bietet. So beziehen sich laut Renate Kroll *Gender Studies* in der romanistischen Literaturwissenschaft vor allem

auf Frauenliteratur, d.h. auf Texte von Frauen. Es ginge weniger darum, *feminist critique* zu betreiben, d.h. Weiblichkeitsbilder in Werken von männlichen Autoren zu untersuchen. Es besteht weiterhin Einigkeit darüber, dass in literarischen Texten geschlechtsspezifische sprachliche Phänomene enthalten sind, die z.B. in Stoff- und Themenwahl, Plot, Personenkonstellationen, Erzählstrukturen, Perspektivenwahl u.a. in Erscheinung treten. Vor dem Hintergrund des *Gender*-Begriffs und der Annahme, dass Texte sehr wohl Weiblichkeits- bzw. Männlichkeitsentwürfe beinhalten, d.h. dass im literarischen Text Geschlechtsidentitäten konstruiert bzw. dekonstruiert werden, erscheinen literarische Texte von Frauen als Auseinandersetzung derselben mit ihrer jeweiligen gesellschaftlichen und historischen Umwelt. Da die gesellschaftliche Situation von schreibenden Frauen sich generell durch ihre Marginalisierung auszeichnet, kann, so Renate Kroll, davon ausgegangen werden, dass sich dies in ihren Werken manifestiert. Mehr und mehr zeigen sich Texte von Frauen als ein sich Auseinandersetzen mit dem männlichen kulturellen Erbe, bei dem die Spanne von der Imitation über ein unbewusstes Umschreiben bis zu einer bewussten Suche nach alternativen Diskursen reicht. Frauenliteratur wird damit zur Subversion herrschender männlicher literarischer Strukturen und auch Werte. So gelesen kann Frauenliteratur aus ihrem bisherigen Schattendasein hervortreten.

Aus diesem Ansatz heraus ergibt sich die Beschäftigung mit der Kanonfrage, mit der sich nun Margarete Zimmermann im zweiten Beitrag der *Ouvertures* intensiv beschäftigt. Unter dem Motto „Gender, Gedächtnis und literarische Kultur“ berichtet sie von ihrem Projekt einer französischen Autorinnen-Literaturgeschichte bis 1750. Ihr Ziel ist es, den unendlichen Reichtum einer weiblichen literarischen Tradition in Frankreich aufzuzeigen, wobei es nicht darum geht, eine Literaturgeschichte *à part* zu verfassen, sondern Grundlage für einen Dialog zu schaffen zwischen den Texten der Autorinnen sowie zwischen LiteraturwissenschaftlerInnen. Margarethe Zimmermann unterstreicht, dass ein solches Projekt das Überdenken bisheriger Periodisierungs- und Beschreibungskategorien notwendig macht. Der Beitrag macht schließlich neugierig auf diese Literaturgeschichte, die kurz vor der Veröffentlichung steht.

Im zweiten Teil des Sammelbandes mit dem Titel „Durchquerungen und Um-Schreibungen“ werden nun die anfänglichen theoretischen Überlegungen an Einzeluntersuchungen zu verschiedenen AutorInnen und ihren Werken exemplifiziert. Der erste Beitrag von Renate Kroll zeigt einen alternativen Körperdiskurs im Mittelalter und der frühen Neuzeit auf. Entgegen dem herkömmlichen Diskurs, der entweder die asexuelle Frau oder aber den nackten Frauenkörper als Verkörperung der Sünde und des Bösen betrachtet, deckt Renate Kroll den Zusammenhang zwischen Frauenkörper und Herrschaftsdiskurs auf, bei dem der Frauenkörper seiner pejorativen Bedeutung entledigt ist. Die in der Chronologie der Literaturgeschichte angeordneten Texte fahren fort mit einem Beitrag Margarethe Zimmermanns zu Boccaccios Traktat *Il Corbaccio*.

Sie schlägt zwei neue Lesarten des Traktats vor, in denen *Il Corbaccio* zum einen als Diskurs über die Witwenschaft erscheint und zum anderen Boccaccio in seinen historischen Kontext zurückversetzt, in dem der Autor wie andere Intellektuelle seiner Zeit am klerikalen Diskurs partizipiert. Mit der Teilnahme von Frauen am literarischen Leben im Italien des 16. Jahrhunderts beschäftigt sich Andrea Grewe in ihrem Beitrag zur venizianischen Kurtisane Veronica Franco. Joan Dejean wiederum setzt sich unter dem Titel „Frau und Gewalt“ mit der Repräsentation mächtiger und machtloser Frauen im Frankreich der frühen Neuzeit auseinander. Sie bespricht Beispiele gewalttätiger Frauen aus dem Frankreich des 17. Jahrhunderts und wirft die Frage auf, ob sich diese Repräsentationen nicht an anderer Stelle umkehren lassen in Gewalt gegen starke Frauen. Ebenfalls Beispiele aus der französischen Literatur behandelt Tanja Schwan in ihrem Artikel zu Mutter-Tochter-Genealogien der französischen Frauenliteratur vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Ebenfalls im Beitrag Sabine Kochs geht es um die zeitgenössische Rezeption Madeleine de Scudéry in Deutschland. Die spanische Literatur ist vertreten mit der Novellenautorin des *Siglo d'Oro*, María de Zayas, deren Novellen Ursula Jung als weibliches Umschreiben der *Novelas Ejemplares* von Cervantes interpretiert. Ebenfalls Spanien betreffend beschreibt Elena Kilian die Rolle von Josefa Amar y Borbón im Streit um die Zulassung von Frauen zur „Sociedad Económica Matritense“. Der Artikel Gese Stedmanns über die Beziehung zwischen französischen und englischen Autorinnen des 19. Jahrhunderts untersucht den Einfluss Madame de Staëls auf englische Autorinnen, wie George Eliot oder später Virginia Woolf. Marlen Kuch zeigt in ihrem Beitrag zum Thema Bilder des weiblichen Alterns in der französischen Literatur die Entwicklung derselben vom Mittelalter bis zu den zeitgenössischen Autorinnen auf, welchen es gelungen ist, sich von der traditionellen Reduzierung der alternden Frau auf Hässlichkeit loszusagen. Ein weiteres Beispiel aus der spanischen Literatur behandelt Doris Gruber mit Carmen Martín Gaité, deren Werk sie mit einem anderen Autor des *realismo social* vergleicht, nämlich mit Juan Goytisola. Die sehr unterschiedlichen Realitätskonstruktionen bei AutorInnen führt Gruber auf den *Gender*-Aspekt zurück.

Der erste Teil des Sammelbandes schließt ab mit einem Artikel, der sich mit der Frage der Kanonbildung und Literaturgeschichtsschreibung befasst und somit den Bogen schließt zu dem Beitrag Margarethe Zimmermanns aus den *Ouvertures*. Roswitha Böhm stellt die Vorformen der Literaturgeschichtsschreibung aus dem 17. und 18. Jahrhundert dar, in der Anthologien zur Frauenliteratur noch recht häufig waren und kommt bei ihrer Untersuchung zu dem Schluss, dass der Ausschluss der Frauen aus dem Kanon in der positivistischen Literaturbetrachtung des ausgehenden 19. Jahrhunderts begründet liegt.

Den im ersten Band sehr disparaten Beispiele, die ein breites Spektrum der Anwendung von *Gender Studies* in der romanistischen Literaturwissenschaft demonstrieren, folgt im zweiten eine Eingrenzung der Beiträge unter dem

Titel „Weibliche Subjektivitäten: Dekonstruktion und Inszenierung“. Die Texte befassen sich nunmehr hauptsächlich mit moderner Literatur und sind mit Ausnahme von zwei Beiträgen auf die französischsprachige Literatur beschränkt.

Relativ frühe Beispiele von weiblichen Subjektivitätskonstruktionen werden besprochen in den Beiträgen von Christiane Sollte-Gresser zum dialogischen Selbstverständnis in den Briefen von Isabelle de Charrière und Marie de Sévigné sowie im Artikel von Natascha Ueckmann zu den *Souvenirs* der Suzanne de Voilquin. Während Christiane Sollte-Gresser feststellt, dass die Subjektkonstituierung bei den von ihr untersuchten Autorinnen über die Dialogizität der Briefe funktioniert, beschäftigt sich Natascha Ueckmann am Beispiel Suzanne Voilquins mit der Frage nach der Frau als Autorin von Autobiographien.

Eine sehr interessante Analyse von Rachildes Roman *Monsieur Vénus* liefert Iris Korte Limach, indem sie das Werk als Palimpsest von misogynen Themen männlicher Provenienz entlarvt, die von Rachilde jedoch so zusammengesetzt werden, dass sich dahinter die Darstellung weiblicher Erfahrungen verbirgt. Von den Schwierigkeiten und der Zerrissenheit der Versuche von Frauen, sich eine Subjektivität zu erschreiben, zeugen der Beitrag Margot Brinks zu Catherine Pozzi und der Beitrag Alexandra Königs über Irène Némirovsky. Ida Todisco behandelt mit Maria Messina eine sizilianische Autorin des beginnenden 20. Jahrhunderts. Sie zeigt auf, wie die Autorin bei ihrer Darstellung sizilianischer Frauenschicksale den Bereich des *Verismo*, d.h. des damaligen literarischen „Herrschaftsdiskurses“, überschreitet hin zu einer „eigenen weiblichen Stimme“. Ein Beispiel von spanischer Frauenliteratur aus der postfranquistischen Ära liefert Renate Kroll mit den Romanen von Carme Riera, die sich auf den ersten Blick in männliche Denkmuster einschreibt mit der Absicht, diese eigentlich zu dekonstruieren.

Abschließend stehen drei Texte zur modernen französischsprachigen Literatur. Kerstin Heyd spricht über die Entwicklung des weiblichen Subjekts bei Leslie Kaplan und Kerstin Amrhein demonstriert die „spielerische Inszenierung der Geschlechterdifferenz“ in *Index* (1991) von Camille Laurens. Der Band schließt ab mit dem Artikel von Colette Sarrey-Strack, der einen weiteren theoretischen Ansatz der *gender*-orientierten Literaturwissenschaft präsentiert. Anhand der Kontroverse zwischen Marie Ndiaye und Marie Darrieussecq beschreibt sie den Machtkampf im aktuellen Feld der französischen Literatur. Die im Zeichen der Postmoderne scheinbare literarische Freiheit der AutorInnen wird so eingeschränkt durch ein hohes Maß an Abhängigkeit vom Verleger, welcher wiederum eingebunden ist in das Feld der Wirtschaft. Die so entstehenden ökonomischen Abhängigkeiten beeinflussen in nicht geringem Maße das literarische Schaffen.

Auch die Beiträge des 2. Bandes belegen die eingangs von Renate Kroll formulierten „Perspektiven der *Gender Studies* in der romanistischen Literaturwissenschaft“, bzw. gehen noch darüber hinaus, z.B. mit der Anwendung der

Theorie des literarischen Feldes auf die zeitgenössische Literatur durch Colette Sarrey-Strack. Wenn auch von unterschiedlichem Anspruch – von textimmanenten Analysen, über gattungstheoretische Reflexionen zu poststrukturalistischen Analysen – und unterschiedlichem Niveau, so haben doch alle Beiträge zumindest das Verdienst, Autorinnen, die in Vergessenheit geraten sind, wieder in den literaturwissenschaftlichen Diskurs zu integrieren. Damit ist nicht zuletzt ein Beitrag zur weiblichen Memoria geleistet. Der Band zeigt auch, dass es unter der Perspektive der *Gender Studies* in der Romanistik noch viel zu entdecken gibt. Es bleibt zu hoffen, dass sich auch in Zukunft ausreichend WissenschaftlerInnen finden werden, die sich dieser (in der Romanistik als nicht unbedingt karrierefördernd geltenden) Entdeckungen annehmen.

Meike Penkwitt

Ein innovativer Beitrag – (nicht nur) zum ‚weiblichen‘ ‚Bildungsroman‘

Birte Giesler: „... wir Menschen alle sind Palimpseste...“. *Intertextualität in Hedwig Dohms Schicksale einer Seele am Beispiel der Verarbeitung von Goethes Wilhelm Meisters Lehrjahre*, Herbolzheim 2000 (Centaurus Verlag, 120 Seiten, 20,30 €).

In der amerikanischen Literaturwissenschaft wird die Kategorie ‚Bildungsroman‘ schon seit Jahren mit beinahe zu großer Selbstverständlichkeit auch für die Texte von Autorinnen und für Romane mit weiblichen Protagonistinnen verwendet. In der deutschsprachigen Germanistik gilt die ‚deutsche‘ Gattung ‚Bildungsroman‘ dagegen zumeist noch als eine zutiefst oder zumindest typisch ‚männliche‘: Forschungsarbeiten zum ‚Bildungsroman‘ beziehen sich hier nach wie vor fast ausschließlich auf Texte männlicher Autoren und auf Romane mit zudem meist männlichen Protagonisten. Noch immer ist hier umstritten, ob es ‚weibliche‘ ‚Bildungsromane‘ überhaupt geben kann, und erst recht: ob es sie in den Hochzeiten der Gattung geben konnte. Der typische Handlungsverlauf eines ‚Bildungsromans‘ – ein junger Mensch zieht hinaus in die Welt, um sich (nach einigen Wirren) eine eigene Existenz aufzubauen – widersprach noch bis bis etwa Mitte der 70er des letzten Jahrhunderts dem üblichen weiblichen Lebensweg.

Texte, die Kandidaten für eine Klassifikation als ‚weibliche‘ ‚Bildungsromane‘ darstellen könnten, gelten außerdem – was wenig überraschen mag – nur selten als Bestandteil des anerkannten literarischen Kanons. Die einschlägigen Romane werden – nicht zuletzt durch diese mangelnde Anerkennung als Bestandteil des Kanons – nur selten zum Gegenstand einer sich

als ‚(geschlechts-)neutral‘ begreifenden, jedoch nach wie vor von Männern dominierten wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Literatur. Immerhin werden diese Texte aber mittlerweile, zumindest im Rahmen der feministischen, *gender*-sensiblen Literaturwissenschaft zunehmend rezipiert, erforscht und durch Neuauflagen einer breiteren interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Birte Giesler ordnet Dohms Roman *Schicksale einer Seele* – in einer bei Centaurus unter dem Titel „... wir Menschen alle sind Palimpseste...“. *Intertextualität in Hedwig Dohms Schicksal einer Seele am Beispiel der Verarbeitung von Goethes Wilhelm Meisters Lehrjahre* erschienenen Studie – eindeutig der privilegierten Gattung ‚Bildungsroman‘ zu. Dieser interpretatorischen Entscheidung legt sie die Definition Jürgen Jacobs und Markus Krauses zugrunde, die sich an keinem ‚Ideal- oder ‚Strukturtypus‘ orientiert und für die dementsprechend auch nicht der positive Romanausgang entscheidend ist, der häufig als Kriterium bei der Abgrenzung des Bildungs- gegenüber dem so genannten ‚Desillusionsroman‘ herangezogen wird. Stattdessen grenzt Giesler (mit Jacobs und Krause) ganz pragmatisch ein:

„Es erscheint ... sinnvoll, die Definition der Gattung ‚Bildungsroman‘ so anzulegen, daß sie jenen Strang der deutschen Literaturentwicklung erfaßt, in dem der *Wilhelm Meister* als Muster gewirkt hat, wobei allerdings die Definition so offen bleiben muß, daß sie die beträchtlichen historischen Modifikationen dieses Romantyps in sich aufnehmen kann.“ (S.104).

Zweifellos bezieht sich der Roman *Schicksale einer Seele* auf Goethes *Wilhelm Meister*, das paradigmatische Werk innerhalb der Gattung ‚Bildungsroman‘. Das macht schon der Titel von Dohms Roman deutlich, der sich an den Titel des 5. Buches von Goethes gattungsbildendem Roman anlehnt („Bekenntnisse einer schönen Seele“). Darüber hinaus finden sich im Romantext, wie Giesler vor Augen führt, eine ganze Reihe von Zitaten aus Goethes Roman, wie z.B. eines der berühmten Lieder des Harfners, das die kleine Protagonistin Marlene Bucher ihrem Schwarm, der bezeichnender Weise Wilhelm heißt, im Schulunterricht zuzuschicken beabsichtigt. Durch die mangelnde Belesenheit ihres Lehrers werden ihr die Goethe zitierenden Zeilen („Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß was ich leide...“) jedoch als frühe und deshalb besonders bedenkliche „Verderbtheit“ ausgelegt. Weitere deutliche Bezugnahmen liegen z.B. auch in der wiederholten Bezeichnung Marlenes als „Mignon“ und in ihrem Theaterinteresse, das sie mit Goethes Romanhelden Wilhelm teilt. Und wie Goethes Wilhelm weist auch Dohms Marlene eine geistige Affinität zu Shakespeares Hamletfigur auf.

Neben dieser Bezugnahme durch Zitate und Übereinstimmungen in der Personenzeichnung arbeitet Giesler in ihrer Studie Parallelen auf der formalen Ebene heraus. Am frappierendsten ist dabei sicherlich die generelle Fragestellung des Romans. Als „inhaltliches Kernstück“ – nicht nur des *Wilhelm Meister*, sondern der gesamten Gattung ‚Bildungsroman‘ – thematisiert (nicht nur) Giesler „die Spannung zwischen Sozialisation und Individuation, die Frage nach einer Versöhnung zwischen Ich und Welt“. Bei dieser „Versöhnung“, oder vielmehr: bei den diesbezüglichen Versuchen, trafen (und treffen z.T. auch heute noch) Männer und Frauen nicht auf die gleichen gesellschaftlichen Grundvoraussetzungen. Giesler führt dies durch eine Darstellung des Zusammenhangs zwischen dem Bildungsdiskurs im ausgehenden 18. Jahrhundert und der damit einher gehenden Festschreibung der polarisierten bürgerlichen ‚Geschlechtscharaktere‘ vor Augen. Deutlich wird, dass Marlene Bucher beim Versuch, eine eigenständige Position zu finden, scheitern muss, weil die bürgerliche Geschlechterordnung Frauen als das jeweils ‚Andere‘ des Mannes funktionalisierte. Die traditionelle Frauenrolle sieht eine Selbstverwirklichung von Frauen nicht vor – oder verweist sie in die heimische Sphäre.

In zweifacher Hinsicht ist die Untersuchung Gieslers symptomatisch für die aktuelle Phase feministisch-*gender*-sensibler Literaturwissenschaft: Feministische LiteraturwissenschaftlerInnen können sich heute häufig – wenn auch nicht in allen Gebieten – bereits auf eine ganze Reihe von Arbeiten anderer WissenschaftlerInnen beziehen. Sie müssen also nicht mehr fortwährend allererste Pionierarbeit leisten. So kann auch Giesler bei ihrer Auseinandersetzung mit Hedwig Dohms *Schicksale einer Seele* auf bestehende Forschungsarbeiten zurückgreifen. (Zeit-)Typisch ist daneben auch, dass Gieslers Anliegen nicht mehr vorwiegend darin besteht, frauenrechtlerische Aspekte im von ihr untersuchten Text aufzudecken. Stattdessen richtet sie ihren Fokus auf die ästhetischen Verfahrensweisen, und zwar in erster Linie auf Dohms intertextuelle Schreibweise. Giesler kritisiert dementsprechend frühere *gender*-orientierte Literaturwissenschaftlerinnen für deren Konzentration auf rebellisch-feministische Züge, also die politische Dimension der untersuchten Literatur. Diese, so Giesler, führte oft zu einer Vernachlässigung der ästhetischen Qualitäten der literarischen Texte.

Ihre Studie zu Hedwig Dohms *Schicksale einer Seele* ist jedoch nicht nur für die feministisch-*gender*-sensible Literaturwissenschaft von Bedeutung. So geht es Giesler darum, ihre Ergebnisse auch im literaturwissenschaftlichen Mainstream wirksam zu machen: Ihr Ziel beschränkt sich dabei nicht darauf, dass der literarische Kanon hinsichtlich der Gattung ‚Bildungsroman‘ um Dohms ‚produktive Leseweise‘ des *Wilhelm Meister* (und durch andere Texte von Frauen) erweitert wird. Stattdessen führt sie aus, „welche Impul-

se sich für die Bildungsromanforschung ergeben, wenn der Roman in den berücksichtigten Textkorpus der gattungstheoretischen Diskussion um den Bildungsroman einbezogen wird“: Auch die Interpretation der von Männern verfassten Texte mit (männlichen) Romanhelden müsste sich verändern. Man kann Gieslers Auseinandersetzung mit Dohms Roman vor dem Hintergrund der Gattung Bildungsroman als ‚Arbeit am kulturellen Gedächtnis‘ im Sinne von Jan und Aleida Assmann begreifen: Der bestehende Kanon soll nicht nur um zusätzliche Werke ergänzt werden. Vielmehr geht es um eine Verschiebung im Gesamtgefüge.

Dass der Titel der Studie das allgemeine Phänomen ‚Intertextualität‘ so sehr in den Mittelpunkt stellt, das dann lediglich „*am Beispiel* der Verarbeitung von Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre*“ (Hervorhebung M.P.) vorgestellt wird, ist für eine solche Rezeption, die über eine Neureflection der Gattung ‚Bildungsroman‘ den gesamten bestehenden Kanon berühren sollte, leider eher von Nachteil. Dohms Auseinandersetzung mit Goethe wird im Titel von Gieslers Studie zu einem relativ beliebig erscheinenden Beispiel, der *Wilhelm Meister* auf ein austauschbares Illustrationsobjekt reduziert. Bei der Bezugnahme Dohms auf Goethes *Wilhelm Meister* handelt es sich jedoch um kein beliebig austauschbares Exempel, selbst wenn sich die Intertextualität von Dohms Roman nicht auf diesen einen Prätext beschränkt. Denn letztendlich verortet Dohm ihren Roman durch die Auseinandersetzung mit dem Paradigma *Wilhelm Meister* in die Tradition der Gattung ‚Bildungsroman‘. Und auch Gieslers Studie liest sich hinsichtlich der Gattung ‚Bildungsroman‘ deutlich gewinnbringender als hinsichtlich der literaturwissenschaftlichen Auseinandersetzung zum Thema Intertextualität.

Rezensionen zum Thema

„Feminismen – Bewegungen und Theoriebildungen weltweit“

Svenja Blume

Die Mutter der starken Mädchen

zu Gabriele Cromme: *Astrid Lindgren und die Autarkie der Weiblichkeit. Literarische Darstellung von Mädchen und Frauen in ihrem Gesamtwerk*, Hamburg 1996 (Verlag Dr.Kovač, 375 S., 50,11 €).

Mut, Eigenständigkeit und Durchsetzungskraft der Mädchen- und Frauengestalten sind in den Büchern Astrid Lindgrens die Grundlage für eine „Autarkie der Weiblichkeit“, welche, so wirbt der Verlag für Gabriele Crommes Dissertation, als „emanzipatorischer Ansatz über eine kurzsichtige Gleichmacherei im Geschlechterkampf hinausweist“.

Diesen emanzipatorischen Ansatz Astrid Lindgrens nachzuzeichnen ist ein interessantes Projekt, wenn man bedenkt, dass die Karriere der Autorin 1944 mit dem Gewinn eines zweiten Preises im Wettbewerb um das ‚beste Mädchenbuch‘ begann – mit *Britt-Mari erleichtert ihr Herz* und der in den 50er Jahren erschienenen *Kati*-Trilogie reflektiert Astrid Lindgren zu Beginn ihrer Laufbahn als Schriftstellerin die Tradition der Mädchenliteratur, wie man sie seit dem 19. Jahrhundert kannte. Gleichzeitig aber entwirft sie mit der fantastischen *Pippi Langstrumpf* bereits 1945 eine Figur, die alle Beschränkungen, die ihr aufgrund ihres Geschlechts und ihres kindlichen Alters ‚natürlicherweise‘ auferlegt werden, sprengt.

Gabriele Cromme stellt im Eingangskapitel zu ihrer Abhandlung die These auf, Astrid Lindgren sei „in ihrer literarischen Darstellung der weiblichen Rolle bei aller historischen Einbindung in wesentlichen Zügen ihrer Zeit voraus.“ (S.7). Den Beweis ihrer These erbringt sie im Rahmen einer sorgfältigen Textanalyse des lindgrenschen Gesamtwerks. Dabei versäumt sie nicht, auch die Person Astrid Lindgren und ihre Biografie im Kontext der Fragestellung zu beleuchten: Das Bild einer für ihre Zeit äußerst selbständig und unkonventionell lebenden Frau, die ein uneheliches Kind hatte und als Bauerntochter schon in jungen Jahren ihren Lebensunterhalt durch Sekretärinnenarbeiten in der Großstadt Stockholm verdienen musste, lässt die Lesenden der texthermeneutischen Werkinterpretation Gabriele Crommes von vornherein aufgeschlossen gegenüber stehen.

Ihre Darstellung literarischer Weiblichkeit im Werk Astrid Lindgrens untergliedert Cromme in drei Teile, analog zu den drei Stadien gelebter Weiblichkeit im Kindes-, Jugend- und Erwachsenenalter. Innerhalb dieser Grobgliederung kategorisiert sie die Mädchen- und Frauenfiguren nach jeweils unterschiedlichen Gesichtspunkten, so wie sie ihrer Meinung nach der Funktion der Figuren

innerhalb der Texte am gerechtesten wird: Die Kategorisierung der weiblichen Kinder erfolgt nach pädagogischen Gesichtspunkten („schwerpunktmäßig erziehungswissenschaftliche Fragestellung nach geschlechtlicher Prägung“, S.31), die der Mädchenfiguren nach literaturästhetischen („Fragestellung nach erzähltechnischen Stereotypen der Darstellung“ im Genre des Mädchenbuchs, S.32), die der Frauenfiguren nach soziologischen Gesichtspunkten („schwerpunktmäßig soziologische Fragestellung nach der wertmäßigen Einteilung weiblicher Aufgaben in Familie und Gesellschaft“, S.32).

Die methodisch inkohärente Vorgehensweise von Gabriele Cromme ist gleichzeitig eine Stärke und eine Schwäche der Abhandlung: Auf der einen Seite überzeugt der Gedanke, die Mädchen- und Frauenfiguren jeweils in den Kontext einzuordnen, vor dem ihre Unkonventionalität am deutlichsten wird – man vergleiche nur Madita oder Tjorven von Saltkrokan mit dem Bild vom idealerweise ‚lieben und hübschen‘ Mädchen ihrer Zeit, dem sie, jede auf ihre Weise, ihre Dickköpfigkeit und Eigenständigkeit entgegensetzen; man vergleiche nur Britt-Maris oder Katis ironisch gebrochene Perspektive auf die eigene familiäre und persönliche Situation mit den harmonisch-idyllisierenden Mädchenbüchern ihrer Zeit oder die immer wiederkehrenden berufstätigen und leicht unorganisierten Mütter und sanftmütigen und häuslichen Väter mit dem, was zumindest zum Zeitpunkt des Erscheinens der Bücher als traditionelle Rollenverteilung innerhalb der Familie gang und gäbe war.

Auf der anderen Seite aber stellt sich dem Leser im Laufe der Lektüre immer dringender die Frage nach dem roten Faden: Was hält er eigentlich in den Händen – eine pädagogische, eine literaturwissenschaftliche oder eine soziologische Arbeit? Crommes Bemühen um fächerübergreifende Perspektiven bringen die Abhandlung streckenweise in die Gefahr, nichts Halbes und nichts Ganzes zu präsentieren. Erziehungswissenschaftliche, literaturtheoretische und soziologische Diskurse werden gestreift, ohne eine tiefer gehende wissenschaftliche Auseinandersetzung anzuregen oder gar vorzuführen. Vielleicht wäre die Beschränkung auf eine rein narratologische Studie dem Anspruch, in Astrid Lindgrens Werk „Tendenzen nachzuweisen, die bereits auf moderne narrative Strukturen verweisen“ (S.7) eher gerecht geworden. Besagte Tendenzen sind in Lindgrens Werk unbestreitbar vorhanden, und ihre genaue Untersuchung wäre für sich schon Gegenstand einer Dissertation.

An die Kategorisierung der weiblichen Figuren schließt Cromme, ganz im Sinne der Genderforschung, kontrastiv ein kurzes Kapitel über die Jungen- und Männerfiguren in Astrid Lindgrens Gesamtwerk an, in dem sie anhand zahlreicher Textbeispiele überzeugend demonstriert, wie weit Lindgrens Auflösung traditioneller Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit geht: Emanzipierte Mädchen und Frauen zeichnen sich keineswegs durch „Annähe-

nung an männliche Verhaltensweisen“ (S.249) aus, sondern beweisen in ihrem eigenständigen Verhalten im Umgang mit „Situationen, die eine (moralische) Entscheidung verlangen“ (S.258), tatsächlich die von Cromme bereits im Titel ihrer Abhandlung postulierte „Autarkie der Weiblichkeit“. Analog zu den von überkommenen Männlichkeits- und Weiblichkeitsvorstellungen unabhängigen Frauen und Mädchen zeichnen sich auch die lindgrenschen Männer- und Jungenfiguren durch ein im Vergleich zur allgemeinen Sozialisation verändertes Verhalten aus – was zu beweisen war. Cromme setzt das Geschlechtsrollenverständnis Astrid Lindgrens mit dem in feministischen Diskursen etablierten Begriff der ‚demokratischen Differenz‘ in Verbindung, den sie ausführlich erläutert.

Crommes an sich überzeugende Kategorisierung der weiblichen Kinder-, Mädchen- und Frauenfiguren gerät allerdings ausgerechnet an einer Stelle ins Wanken, die für Astrid Lindgrens Gesamtwerk ganz entscheidend ist: Sie passt im Grunde nur für die realistischen Figuren wie Lisa aus *Bullerbü*, Madita oder Britt-Mari. Die fantastischen Bücher Astrid Lindgrens lassen sich dagegen nicht vorrangig aus einer pädagogischen oder soziologischen Perspektive vor dem Hintergrund der Realität der Zeit verstehen. Und so ergibt sich die methodische Schwierigkeit, ausgerechnet Pippi Langstrumpf im System der „Konventionellen“ (u.a. Annika, Lisa), „Amazonen“ (u.a. Lotta, Madita, Tjorven), „Hilflosen“ (u.a. Märit und Anna aus *Sonnenau*) und „Egozentrischen“ (u.a. Marianne in *Britt-Mari*) nicht unterbringen zu können, und das, obwohl sie in den Astrid-Lindgren-Büchern eigentlich *die* autarke Mädchenfigur schlechthin ist.

Gabriele Cromme löst das Problem damit, dass sie für Pippi Langstrumpf die Sonderkategorie „weibliche magisch-mächtige Figuren“ (S.302) öffnet, in der außer ihr noch Tante Lundin aus *Mio mein Mio*, Sofia aus den *Brüdern Löwenherz* und Lovis aus *Ronja Räubertochter* erscheinen – allesamt wie die *Pippi*-Trilogie fantastische Erzählungen, ein Umstand, dem von der Autorin allerdings nicht Rechnung getragen wird. Sie interpretiert die Pippi-Figur nicht im Sinne der schwedischen Reformpädagogik als ‚freies‘, d.h. auch von Geschlechtsrollenzuschreibungen unabhängiges Kind. Sie sieht die *Pippi*-Trilogie, die formal eine perfekte Verschmelzung bisher üblicher Mädchen- und Jungenbuchkategorien darstellt, nicht in erster Linie als ein Werk, mit dem nicht nur Geschlechts- und Generations-, sondern auch genrekategorische Grenzen überschritten werden. Vielmehr interpretiert sie Pippi Langstrumpf in einem magisch-mythischen Kontext als „Hexe“, ein Gedanke, der übrigens vor allem in der schwedischen Pippi-Langstrumpf-Forschung immer wieder auftaucht. Darüber hinaus wird Pippi Langstrumpf als „Machtfigur“ (S.304) interpretiert, welche die geheimen Wünsche von Kindern spiegele.

Cromme sieht die hier als fantastisch bezeichneten Mädchen- und Frauenfiguren Lindgrens, zu denen konsequenterweise auch Ronja Räubertochter gerechnet werden müsste, als Vertreterinnen eines „geheimen Matriarchats“ (S.281), dessen Strukturmuster sie im letzten Kapitel ihrer Abhandlung definiert. Mit diesem Schlusskapitel weitet Cromme geschickt Astrid Lindgrens Konzept der „Autarkie der Weiblichkeit“ vom Privaten ins Gesellschaftliche und sogar Mythische und stellt ihre eigenen Ausgangsthesen damit auf ein solides Fundament. Sie tut das allerdings um den Preis, die für Astrid Lindgrens Gesamtwerk zentrale Kategorie des Fantastischen Erzählens außer Acht zu lassen, das in sich hervorragende Möglichkeiten bietet, Weiblichkeitsentwürfe zu präsentieren, die über den Stand der tatsächlichen gesellschaftlichen Entwicklung hinausweisen. Crommes Interpretationsansatz greift insofern, obwohl er in sich schlüssig ist, nicht weit genug, die Einordnung der fantastischen Figuren in eine Sonderkategorie wird deren Bedeutung innerhalb des Gesamtwerks von Astrid Lindgren nicht gerecht.

Selbstverständlich ist gerade in den letzten Jahren auf dem Gebiet der literaturwissenschaftlichen Genderforschung eine beträchtliche Anzahl wegweisender Werke erschienen (vgl. hierzu Christina v. Braun/Inge Stephan: *Gender-Studien. Eine Einführung*, Stuttgart/Weimar: Metzler 2000), von denen die Autorin 1996, zum Zeitpunkt des Erscheinens ihrer Dissertation, noch keine Kenntnis haben konnte. Wenn Cromme es sich jedoch zur Aufgabe macht, im Gesamtwerk der Erfolgsautorin „überraschende Parallelen zu Kernstücken der aktuellen Frauenforschung“ zu entdecken (S.7), dann dürfte schon erwartet werden, dass sie zumindest ihre Kenntnis von Bovenschens *Imaginerter Weiblichkeit* (1979), Gilbert und Gubars *Madwoman in the attic* (1979) oder Judith Butlers *Unbehagen der Geschlechter* (1991) beweist.

Trotzdem bleibt es ein Verdienst der Abhandlung, die bis zu ihrem Erscheinungszeitpunkt kaum miteinander verbundenen Gebiete der Kinderliteraturforschung und der *Gender Studies* in Kontakt zu bringen. Als Pionierwerk fordert es Forscher und Forscherinnen beider Richtungen dazu heraus, sich mit den aufgestellten Thesen auseinander zu setzen und den wissenschaftlichen Diskurs voranzutreiben – was in der Zwischenzeit auch geschehen ist (vgl. z.B. Gertrud Lehnert (Hrsg.): *Inszenierungen von Weiblichkeit*, Weinheim/Basel 1996; Dorothee Markert: *Momo, Pippi, Rote Zora – was kommt dann?* Königstein/Taunus 1998). Dass Cromme darüber hinaus noch einen umfassenden Einblick in das reichhaltige Textkorpus der Astrid-Lindgren-Werke gibt, macht ihre Dissertation zu einer lohnenden Lektüre für alle diejenigen, die die berühmte Kinderbuchautorin einmal mit anderen Augen betrachten wollen.

Christina Harms

Wehrpflicht als Mittel der Dekonstruktion von klassischen Geschlechteridentitäten? – das Beispiel Israel

Uta Klein: *Militär und Geschlecht in Israel. Habilitationsschrift, Frankfurt/M., New York 2001* (Campus, 353 S., 34,90 €).

Israel dominiert seit Jahren die Titelzeilen deutscher Medien. Dies hat jedoch in der Regel nicht zu einem tieferen Verständnis für die israelische Gesellschaft geführt. Im Gegenteil: Die Wahrnehmung ist oft von emotionalen und vorurteilsgeladenen Interpretationsmustern geprägt. Vor diesem Hintergrund bietet die Habilitationsschrift von Uta Klein *Militär und Geschlecht in Israel* eine spannende Möglichkeit, sich dieser komplexen Gesellschaft zu nähern.

Die Autorin untersucht den Einfluss des israelischen Militärs (sowie der vorstaatlichen paramilitärischen Strukturen) auf die Geschlechterkonstruktionen. Israel eignet sich in besonderer Weise als Untersuchungsgegenstand, da es als einzige Demokratie die Wehrpflicht sowohl für (theoretisch) alle jüdischen Männer und Frauen festgelegt hat. Männer dienen zurzeit von ihrem 18. bis zu ihrem 21. Lebensjahr und werden anschließend bis zum Alter von 45 Jahre jährlich für einige Wochen zum Reservedienst eingezogen. Der Wehrdienst für Frauen ist deutlich kürzer als der ihrer männlichen Kollegen und enthielt bislang i.d.R. keine Kampffunktion. Frauen werden auch nicht zum Reservedienst eingezogen. Diese Arbeitsteilung ist einerseits durch traditionelle Geschlechterkonzepte informiert, andererseits perpetuiert sie diese.

Nachdem Uta Klein in einem Theoriekapitel den Forschungsstand in Bezug auf militärisch-zivile Beziehungen sowie die Geschlechterkonstruktionen unter dem Einfluss des Militärs darlegt, zeichnet sie die Entwicklung von männlichen und weiblichen Geschlechtsidentitäten entlang von zentralen historischen Ereignissen nach: von den zionistischen Wurzeln, über die Jischuw (die jüdische Gemeinde im vorstaatlichen Palästina), die Staatsgründung und die zahlreichen Kriege bis zum Beginn der Regierungszeit von Ehud Barak (1999-2001). In den untersuchten Epochen betrachtet sie jeweils die Diskurse über Männlichkeit und Weiblichkeit sowie die jeweiligen „Praktiken“ zur Herstellung der Geschlechteridentitäten.

Die zionistische Bewegung ist die „erste große politische Bewegung, die Frauen von Anfang an völlige Gleichberechtigung gewährte“, so sah es zumindest Herzl 1903 (S. 67) – die Realität war wesentlich komplexer und widersprüchlicher, wie Uta Klein detailliert aufzeigt. Während in der zionistischen

Bewegung anfangs die gebildeten, emanzipierten Frauen überwogen, trafen im damaligen Palästina verschiedene Einwanderungswellen aufeinander: säkulare und orthodox-religiöse, sozialistische und national-konservative ImmigrantInnen. Letztlich jedoch überwogen die Kräfte, die den Frauen auch im „gelobten Land“ eine untergeordnete Rolle zuschrieben.

Die Staatsgründung Israels 1948 bedeutete ein einschneidendes Ereignis in der jüdischen Geschichte sowie im israelisch-jüdischen Bewusstsein. Die damaligen Erinnerungsfiguren prägen teilweise bis heute die israelisch-jüdische Sichtweise. Von außerordentlicher Bedeutung sind die Figuren „Nie wieder wehrlos!“ und „Keine Wahl!“, wie Uta Klein an zahlreichen Beispielen herausarbeitet. Sie stellen den Hintergrund für die große Bedeutung des „wehrhaften Juden“ und damit auch für Rolle und Selbstverständnis der israelischen Armee dar.

Bis heute profitieren viele jüdische Männer vom Status des Militärs auch bei ihrem Eintritt bzw. ihrer Rückkehr in die Zivilgesellschaft, indem sie auf persönliche und institutionalisierte Netzwerke zurückgreifen können. Dieser Vorteil bleibt Frauen (sowie religiösen Minderheiten, älteren ImmigrantInnen sowie dienstunfähigen Männern) i.d.R. verwehrt: Zum einen, da nicht alle Wehrpflichtigen tatsächlich eingezogen werden, zum anderen, da ihre Karriereoptionen in der Armee deutlich eingeschränkt sind im Vergleich zu denen der Männer. Stattdessen erfüllen und erfüllen Frauen in der Armee – neben den traditionellen organisatorischen und erzieherischen Aufgaben – v.a. eine symbolische Funktion: Sie waren der „Ersatz für Heimat und Familie“ (S. 168). So wird auch vielfach das „Opfer des Mannes“ für sein Land darin gesehen, dass er bereit ist, sein Leben zu riskieren, während das „Opfer der Frau“ darin besteht, Männer und Söhne zu opfern: ein Verweis auf ihre reproduktive Funktion. Dies stellt eine folgenreiche Diskrepanz für die Konstruktion von Geschlechtsidentitäten sowie den Zugang zu Ressourcen und damit zu Einfluss dar.

Entgegen einer weitverbreiteten Annahme hat die Wehrdienstpflicht für Männer und Frauen nicht zu gleichen Startchancen in die Zivilgesellschaft geführt: Die zentralen Machtpositionen in Wirtschaft, Bildung und Politik sind zu einem überwältigenden Anteil von Männern besetzt; der Anteil von Frauen in der Knesset (israelisches Parlament) ist sogar seit Netanyahus Regierung zurückgegangen und lag unter dem Prozentsatz vieler europäischer Staaten zum selben Zeitpunkt.

Das Auffallende an der israelischen Situation ist, dass diese Ungleichbehandlung bislang auch von Frauen relativ kritiklos und mit Verweis auf die übergeordnete Priorität der Sicherheit des Gemeinwesens akzeptiert wurde.

Wie konnte der Einfluss des Militärs von nahezu der ganzen Gesellschaft über Generationen hinweg kritiklos hingenommen werden? Die Wurzeln finden sich auf drei Ebenen: dem Holocaust, in dem viele Familien ihre Angehörigen verloren, der ständigen subjektiven Bedrohungswahrnehmung, der spezifisch israelischen Sozialisation, die aus den ersten beiden resultiert und diese gleichzeitig mystifiziert: Bereits im Kindergarten werden die kämpferischen Mythen, Gedenkfeiern für die Gefallenen und persönlichen Erzählungen von Erlebnissen der letzten Kriege den Kindern als ‚normal‘, ‚notwendig‘ und ‚erstrebenswert‘ nahe gebracht. Diese Sozialisation wird durch den Militärdienst intensiviert und durch den jährlichen Reservedienst der männlichen jüdischen Israelis fortgesetzt. Uta Klein spricht von einer „lebenslangen Sozialisation“ sowie der Konstruktion einer männerbündischen und militärisch-kämpferisch geprägten Geschlechtsidentität, die eine Wiederholung der Opferrolle verhindern soll.

Auch die Frauenbewegung hat die Konstruktion von Geschlecht im Rahmen des Militärs und die Erwartungen an Frauen im Rahmen der Sicherheit und des Fortbestandes eines jüdischen Staates bisher kaum in Frage gestellt. Seit Beginn der ersten Intifada 1989, wurde ihr jedoch verstärkt deutlich, dass „Kriege die Vorherrschaft des männlichen Bereichs häufig noch Jahre nach dem Krieg (fördern).“ (S. 246)

Als Fazit könnte folgende Erkenntnis dienen: „Die bloße Anwesenheit von Frauen in männerbündischen Institutionen wie dem Militär hebt die Geschlechterdichotomie und die damit verbundenen Unterdrückungsmechanismen nicht auf.“ (S. 182)

Ein grundlegender Wahrnehmungswandel in Bezug auf die Konstruktion von Geschlechtsidentitäten wird aller Voraussicht nach jedoch erst nach Eintritt eines subjektiven Sicherheitsgefühls in der israelischen Gesellschaft stattfinden.

Uta Kleins Habilitationsschrift ist interessant und spannend geschrieben – wenn auch mit einigen Wiederholungen, die nicht erforderlich gewesen wären. Die Lektüre ermöglicht einen guten Überblick über die Entwicklung der jüdischen und israelischen Geschlechterkonstruktionen der letzten 130 Jahre. Darüberhinaus präsentiert sie Details, die auch IsraelkennerInnen noch neu sein dürften. Gleichzeitig ermöglicht sie die Einordnung der wichtigen israelischen WissenschaftlerInnen zum Thema ‚Militär‘.

Erstaunlich sind jedoch einige ihrer Beweisführungen, die sich zu oft auf Material aus den 80er und frühen 90er Jahren stützt, so z.B. hinsichtlich des Inhalts israelischer Schulbücher oder der Kampfesmotivation männlicher Jugendlicher. Ihre Verweise auf Forschungsergebnisse über die US-Armee sind kein Ersatz für eine detaillierte und aktuelle Analyse der spezifisch israelischen Situation.

Hinzu kommt, dass der theoretische Rahmen der vorliegenden Arbeit auf sehr unterschiedlichen Niveaus rangiert. In manchen Abschnitten ist er überzeugend, wie das Theoriekapitel über den Forschungsstand und die Fragestellung zeigt, in anderen ist er eher spärlich, wie z.B. in dem Kapitel über sexuellen Missbrauch in der Armee. Teilweise ist die Anbindung zwischen dem theoretischen Analyseraster und dem empirischen Befund zumindest fragwürdig, so z.B. in ihrer Abhandlung über die Erinnerungsfiguren oder die Verwendung von literarischen Werken als Spiegel der israelischen Psyche.

Abgesehen davon wäre es wünschenswert gewesen, wenn Uta Klein die mögliche Bedeutung von ‚Ethnizität‘ auf die Konstruktion von Geschlechtsidentitäten beleuchtet hätte: Immerhin leben in Israel heute 153 verschiedene Ethnien aus allen Teilen der Welt.

Trotz dieser Schwächen „trägt (das Buch) zur Debatte über Militär und Geschlecht bei und hilft darüber hinaus, die israelische Gesellschaft zu verstehen.“ (Umschlagstext). Damit wird es zu einer lohnenden Lektüre.

Angela Kaupp

Christliche und muslimische Frauen im Gespräch

Ulrike Bechmann/Sevda Demir/Gisela Egler: *Frauenkulturen. Christliche und muslimische Frauen in Begegnung und Gespräch*, Düsseldorf 2000 (KlensVerlag, 182 Seiten, 15,20 €).

Frauenkulturen ist ein praxisorientiertes Arbeitsbuch für die Arbeit mit christlichen, muslimischen oder interreligiösen Frauengruppen. Das erste Kapitel gibt Gruppenleiterinnen Anregungen zur Konzeption interreligiöser Projekte mit Frauen, weist auf mögliche Hemmschwellen hin und vermittelt Tipps zur Gestaltung der Rahmenbedingungen. Kapitel 2 verschafft einen Überblick über christliche, muslimische und interkulturelle bzw. interreligiöse Frauengruppen in Deutschland und bietet methodische Vorschläge zum gegenseitigen Kennenlernen. Sowohl der persönliche Austausch als auch die Beschäftigung mit prägenden Gesellschaftsbildern und dem Themenbereich ‚Ausländer/Fremde in Deutschland‘ dienen diesem Ziel. Das nächste Kapitel nimmt den gemeinsamen Rahmen der Lebensorganisation in unserer Gesellschaft zum Ausgangspunkt für Gesprächsimpulse über die zahlreichen Varianten, die Leben prägen und durch die sich der Alltag von Frauen unterscheidet. Kapitel 4 bietet anhand von je zwei Frauenportraits in Christentum und Islam (Maria bzw. Maryam, die Mutter Jesu; Mohammeds Frau Chadidscha und die christliche Purpurhändlerin Lydia) Hintergrundwissen und methodische Anregungen zur Annäherung an Frauengestalten in der jeweiligen religiösen Tradition. Das fünfte

und ausführlichste Kapitel stellt Gemeinsamkeiten und Unterschiede in Islam und Christentum vor, indem die Aspekte Kirche und Moschee, heilige Bücher, Gebetspraxis, religiöse Zeiten und die religiöse Bedeutung von Kleidung verglichen werden. Beim letztgenannten Thema wird die besondere Bedeutung geschlechtsspezifischer Vorschriften religiöser Kleidung und deren kulturelle Hintergründe erläutert.

Den Autorinnen – eine muslimische Philosophin und Orientalistin, eine katholische und eine evangelische Theologin – gelingt es, sowohl inhaltlich als auch methodisch Schritte aufzuzeigen, mit deren Hilfe christliche und muslimische Frauen einander so begegnen können, dass sie ihre jeweiligen Lebens- und Glaubenssituationen artikulieren können. Die Autorinnen bieten konkrete Vorschläge an, wie Frauen die Gemeinsamkeiten und Unterschiede ihrer Lebenssituationen kennen lernen können, die Musliminnen und Christinnen über Religion oder Herkunft hinaus verbinden. Während die Umsetzung dieser Ideen stark erfahrungsbezogen ist und wenig Vorwissens bedarf, sind für die Glaubens Themen religiöse und theologische Kenntnisse notwendig. Das Arbeitsbuch bietet Hintergrundwissen und Hilfestellungen, dennoch scheinen mir die Ideen sowohl inhaltlich als auch methodisch nur durchführbar, wenn die anwesenden Frauen sich ‚in ihrer Religion auskennen‘ und einander Zusammenhänge erklären können. M.E. hätte das Buch durch eine ausführlichere Darstellung grundlegender Inhalte der beiden Religionen noch an Praxisrelevanz gewonnen. Außerdem ist zu berücksichtigen, dass sich die Vorschläge nur realisieren lassen, wenn bei Ausländerinnen eine deutliche Kompetenz vorhanden ist, sich in der fremden Sprache auszudrücken.

Hervorzuheben ist die leserinnen-freundliche grafische Gestaltung, welche Informationstexte und methodische Vorschläge leicht unterscheiden lässt und die Arbeit mit dem Buch vereinfacht. Insgesamt erfüllt das Buch m.E. den Anspruch eines praxisorientierten Arbeitsbuches und ist eine wertvolle Themen- und Methodensammlung für eine Arbeit in christlichen oder muslimischen Frauengruppen, vor allem aber für eine interkulturelle oder interreligiöse Arbeit in Frauengruppen.

Weitere Rezensionen

Birte Giesler

Zwei Neuerscheinungen zum Thema: Deutschsprachige Romane von Frauen der Goethezeit – Romanautorinnen um 1800

Vahsen, Mechthilde: *Die Politisierung des weiblichen Subjekts. Deutsche Romanautorinnen und die Französische Revolution 1790-1820*, Berlin 2000 (Erich Schmidt, 225 S., 34,80 €).

Schmid, Sigrun: *Der „selbstverschuldeten Unmündigkeit“ entkommen. Perspektiven bürgerlicher Frauenliteratur. Dargestellt an Romanbeispielen Sophie von La Roches, Therese Hubers, Friederike Helene Ungers, Caroline Auguste Fischers, Johanna Schopenhauers und Sophie Bernhardis*, Würzburg 1999 (Königshausen & Neumann, 350 S., 40,00 €).

Vahsens Untersuchung setzt an einem Desiderat an, das sich aus der anhaltenden Wirkmächtigkeit der bürgerlichen Diskurse des ausgehenden 18. Jahrhunderts ergibt: Der Ausschluss von Frauen aus der Politik und der Diskussion um die Französische Revolution durch den Weiblichkeitsdiskurs um 1800 wirke insofern bis heute nach, als die literaturwissenschaftliche Forschung den Beitrag zeitgenössischer deutscher Autorinnen zu dem politisch wie kulturgeschichtlich einschneidendsten Ereignis des 18. Jahrhunderts bislang wenig beachtet. Vahsen geht deshalb anhand ausgewählter Romane von Isabella von Wallenrodt, Sophie von La Roche, Sophie Mereau, Therese Huber, Caroline de la Motte Fouqué und Henriette Frölich der Frage nach, wie zeitgenössische Autorinnen die neuen Ideen aufnehmen und in den literarischen Diskurs um weibliche Identität einfügen. In ihren einführenden Überlegungen legt Vahsen kursorisch die revolutionären Ereignisse dar und zeichnet dabei nach, wie Frauen aus den Geschehnissen und Forderungen der Französischen Revolution sukzessive ausgeschlossen werden. Das Verdrängen der weiblichen Stimmen aus der öffentlichen politischen Diskussion habe schließlich dazu geführt, dass Frauen die Literatur als Medium nutzten, um die neuen Ideen und deren Auswirkungen auf das Selbstverständnis von Frauen zu thematisieren (S. 22f). Von dem Argument ausgehend, dass Texte von Autorinnen nur isoliert miteinander verglichen und bewertet werden könnten, fragt die Arbeit insgesamt nach der Möglichkeit einer „Geschichte weiblicher Subjektivität“ (S. 31). Die Frage, ob „sich neben dem Typus der empfindsamen, tugendhaften Protagonistin, wie er in der Nachfolge von La Roches *Sternheim* immer wieder gestaltet wird, andere literarische Ausgestaltungen einer weiblichen Hauptfigur“ (ebd.) finden, hat die einschlägige Forschung freilich schon längst positiv beantwortet. Im ersten Großkapitel behandelt Vahsen das Verhältnis von „Aufklärung und Bürgertum“

(S. 32-44). Mit den dabei eminent bedeutungsvollen Geschlechterdiskursen hätten sich die Autorinnen in ihren an Leserinnen gerichteten Texten im gesamten 18. Jahrhundert auseinandergesetzt, so dass Vahsen konstatiert: „Damit lassen sich die Texte als Teil eines frauenöffentlichen Diskurses lesen, der sich über weibliche Subjektivität in verschiedenen Bezugsräumen austauscht.“ (S. 44). Das zweite Großkapitel „Politische Verortungen“ (S. 45-72) widmet sich der Haltung deutscher Zeitzeuginnen gegenüber der Französischen Revolution und verfolgt dabei „drei relevante Diskurslinien“ (S. 45): politische Aussagen von Frauen zu den Ereignissen der Französischen Revolution, Äußerungen von Frauen zum zeitgenössischen Diskurs über das Verhältnis von Weiblichkeit und Politik und die Meinungen der Frauen zur Situation im eigenen Land.

Die drei Interpretationskapitel behandeln jedes zwei bis drei Beispieltex-te. Sie sind jeweils mit einem Schlagwort betitelt, das sich auf die Art, wie die Texte die Revolution thematisieren, bezieht. So stehen Isabella von Wallenrodt's *Theophrastus Gradmann* von 1794 und Sophie von La Roches *Schönes Bild der Resignation* aus dem Jahre 1795 für die Forderung nach „Reform statt Revolution“ (S. 73-101). Isabella von Wallenrodt zeichne ein „politische[s] Reformmodell“ (S. 73), in dem sie „männliche[] Maskeraden für eigene politische Aussagen“ nutze und beziehe in ihrem „Spiel mit Gattungsvorgaben und Erzähltechniken“ die Position der politisch bewussten Adligen (S. 87). Dagegen schaffe Sophie von La Roche mit ihrer moraldidaktisch-frauenaufklärerischen Adelskritik das „bürgerliche Tugendmodell“ (S. 88), in dem sich auch die adligen Frauen am bürgerlichen Weiblichkeitsideal orientieren (S. 100). Beide Autorinnen plädieren Vahsen zufolge „für die Beibehaltung der Ständeordnung“, wobei sie „einen der Spätaufklärung verpflichteten Weg“ vertreten (S. 99f).

So unterschiedliche Romane wie Sophie Mereaus *Das Blütenalter der Empfindung* von 1794, Therese Hubers *Die Familie Seldorf* von 1795/96 und Caroline de la Motte Fouqués *Magie der Natur* aus dem Jahr 1812 bezeichnet Vahsen als Texte, die „Revolution schreiben“ (S. 102-153). Während bei Me-reau, in deren Text die Französische Revolution nur schematisch als Ereignis auftauche, das Revolutionäre in dem beide Geschlechter umfassenden „selbstbestimmten Subjektentwurf, der sich nur jenseits gesellschaftlicher Zwänge entfalten kann“ (S. 113) läge, liest Vahsen Hubers Roman als „Familienroman vor revolutionärem Hintergrund“, der – vom Motiv der verführten Unschuld ausgehend – anhand der weiblichen Hauptfigur Sara die „sich stufenweise entwickelnde Herauslösung aus gesellschaftlichen Rollenvorgaben“ (S. 117) darstelle. Dabei diene die Verknüpfung von politischer Argumentation und Geschlechterfrage der Kritik an den „patriarchalen Gewaltstrukturen des bürgerlichen Gesellschaftsmodells“ (S. 131). Warum Vahsen Fouqués *Magie der Natur* als Beispiel für „Revolution schreiben“ vorstellt, erscheint nicht ganz nachvollziehbar, arbeitet ihre Interpretation doch materialreich heraus, wie Fouqué in ihrem „restaurativen Entwurf“ (S. 153) „das autonome Streben der

Menschen nach einer Ablösung der natürlichen Ordnung“ verurteilt und „auf die Diskussion und Darstellung eines weiblichen Subjekts zugunsten eines normativen Geschlechtsideals“ verzichtet (S. 149).

In einem letzten Großkapitel untersucht Vahsen zwei „Gegenentwürfe: Utopien im Exil“ (S. 154-189): In Sophie von La Roches *Erscheinungen am See Oneida* aus dem Jahr 1798 ist der Handlungsschwerpunkt ebenso nach Nordamerika verlagert wie in Henriette Frölichs *Virginia oder die Kolonie von Kentucky*; beide Autorinnen gestalten, so Vahsen, „in der Auseinandersetzung mit der europäischen Politik und Gesellschaft fiktive Gegenmodelle“ (S. 155). Während La Roche in ihrem dreibändigen Emigrationsroman „das idyllische Bild einer bürgerlichen, reformkonservativen Kolonie“ zeichne, das – am europäischen Standard orientiert – „das Besitzrecht mit traditionellen Strukturaspekten der Ständegesellschaft, der bürgerlichen Ethik und den personifizierten positiven Eigenschaften der verschiedenen europäischen Nationen zu einer schematisch vorgeführten Moralrevolution auf persönlicher Ebene“ verbinde, gestalte Frölich in ihrem zweibändigen Text „den Weg einer fiktiven Suche nach grundsätzlich anderen Alternativen auf gesellschaftlich-politischer Ebene“ (S. 166f). Frölichs Roman liest Vahsen als „frühsozialistisches Experiment“ (S. 168), dessen Erzählperspektive im ersten Band „der subjektive Blick einer überzeugten Republikanerin und Demokratin auf ihr Heimatland“ (S. 172) sei. Im zweiten Teil gründet die Titelheldin und Ich-Erzählerin dann eine Kolonie, wobei das „Ideal eines egalitären Staatsmodells“ die Grundlage für den „Neuanfang in Amerika“ biete (S. 179). Die „ungewöhnliche Charakterzeichnung und die positive Ausführung der weiblichen Figur als selbstbestimmtes Subjekt, das seine politische Funktion als gesellschaftliches Subjekt wahrnehmen kann“, gehöre, so Vahsen, zu Frölichs Versuch, eine egalitäre Demokratie zu gestalten, wobei sie „jedoch in der partiellen Akzeptanz patriarchaler Strukturen“ verharre (S. 188).

Vahsen verdeutlicht in ihrer Studie anschaulich und reich an Belegstellen, wie unterschiedlich deutsche zeitgenössische Romanautorinnen die Französische Revolution aufnehmen und bewerten. Während La Roche und Wallenrodt das soziale Verhältnis innerhalb der bejahten Ständegesellschaft in den Mittelpunkt rücken, gelingt es Mereau und Huber – im Kontext des zeitgenössischen Weiblichkeitsdiskurses irritierende – weibliche Individuen, weibliche Personen mit Subjekt-Status zu zeichnen. Fouqué dagegen findet gerade in ihrer politisch konservativ-restaurativen Haltung die Möglichkeit zu autonomer Subjektivität, während Frölich ihre revolutionäre Heldin mit ihrem Begehren nach öffentlichen Taten an die Grenzen des bürgerlichen Weiblichkeitskonzeptes stoßen läßt. Zeugen sämtliche der vorgestellten Texte von der „Politisierung des Frauenromans um 1800“ (S. 191), machen sie gleichzeitig deutlich, dass eine einheitliche *weibliche Perspektive*, ein Blick von Frauen *als* Frauen auf die zeitgeschichtliche Situation keineswegs existiert.

Sigrun Schmid geht in ihrer umfangreichen Hamburger Dissertation von der sozialgeschichtlichen Situation bürgerlicher Schriftstellerinnen um 1800 aus, um „Entwicklungsaspekte bürgerlicher Frauenliteratur“ nachzuzeichnen (S. 9-21). Die mehrdeutigen und diskriminierenden Implikationen des Begriffs ‚Frauenliteratur‘ kritisch reflektierend, gibt Schmid eine Definition für ihre Verwendung der Termini „Frauenroman“ und „Frauenliteratur“ als „von Frauen verfasste[] Romane[]“. Das gleiche gilt für die Bezeichnung ‚Frauen-‘ bzw. ‚Männerliteratur‘: Sie gibt Auskunft über das Geschlecht der Autorinnen bzw. Autoren“ (S. 31). Schmid setzt in ihrer Untersuchung demnach am Autorinnengeschlecht an und sieht in ihrer Arbeit dementsprechend einen Beitrag zur „Frauenliteraturforschung“ (S. 43). Für ihre literaturwissenschaftliche Studie hat Schmid von insgesamt sechs Autorinnen der Goethezeit jeweils einen Roman exemplarisch ausgewählt: Sophie von La Roches *Fräulein von Sternheim* (1771), Therese Hubers *Die Familie Seldorf* (1795/96), Friederike Helene Ungers *Bekenntnisse einer schönen Seele. Von ihr selbst geschrieben* (1806), Caroline Auguste Fischers *Margarethe* (1812), Johanna Schopenhauers *Gabriele* (1819/20) und Sophie Bernhardis *Evremont* (1836). Dass ein zwischen 1771 und 1836 veröffentlichtes literarisches Textkorpus als Untersuchungsgegenstand ausgewählt wurde, ergibt sich in Bezug auf das erste Datum „zufällig, aufgrund des Erscheinens des ersten Frauenromans“ und in Bezug auf den zuletzt erschienen Text aus der Politisierung der Frauenliteratur und dem „neue[n], Selbst-Bewusstsein der Frauen“, die vor dem Hintergrund der Demokratisierungsbewegung seit den 1830er Jahren entstehen (S. 31f).

Die Arbeit gliedert sich thematisch in drei Teile. Der erste und größte Teil bietet die „inhaltliche und formale Präsentation der Romane“ (S. 45-186). In sechs Unterkapiteln werden die Beispieltex te nach der Chronologie ihres Erscheinens vorgestellt, wobei drei Aspekte im Zentrum des Interesses stehen: Erstens werden die Romane im Verhältnis zu den zeitgenössischen „herrschenden Weiblichkeitsbildern“ betrachtet. Zweitens wird untersucht, welche „gesellschaftsbezogenen Positionen“ in den Romanen vertreten werden, und drittens wird nach „spezifischen, in den Frauenromanen der Zeit immer wiederkehrenden Thematiken und Ausdrucksformen“ gefragt (S. 21). An der chronologischen Vorstellung der Frauenromane aus der Goethezeit fällt dabei eines besonders auf: Während die beiden frühen Texten des ausgehenden 18. Jahrhunderts, *Die Geschichte des Fräulein von Sternheim* und *Die Familie Seldorf*, vor allem die Frage nach der Möglichkeit zu aktivem weiblichem Handeln aufwerfen, also eher auf die außerliterarische, gesellschaftliche Situation der Frau rekurrieren, erscheinen die nach der Jahrhundertwende publizierten Texte zunehmend selbstreflexiv. Die Texte von Unger, Fischer, Schopenhauer und Bernhardi

kreisen – wie Schmid anschaulich belegt – um die Aspekte „weibliche Poetik“ (S. 114ff), „authentische weibliche Kunst“ (S. 131ff), „Kunstprogrammatische“ (S. 160ff) und das „Kunstvermögen der Frau“ (S. 180ff).

Der zweite große Teil der Arbeit untersucht zwei dominante Themen der Frauenliteratur hinsichtlich ihrer Funktion und Bedeutung. Beim ersten Themenfeld handelt es sich um den Bereich Bildung, Erziehung, Entwicklung (S. 187-219). Bildung erhalte – so Schmid – in den Romanen eine zentrale Bedeutung, indem sie „auf der inhaltlichen Ebene thematisiert und problematisiert“ werde und gleichzeitig „als Bildungs- resp. Entwicklungsweg der Protagonistin die Romane“ strukturiere (S. 187). Dabei sei der Ausgangspunkt der von Schmid „vorgelegten Interpretation ... der Bildungsbegriff des 18. Jahrhunderts, dessen Wandlungen in den Romanen nachgezeichnet werden sollen“ (S. 193). Schmid kritisiert die männlich besetzte Geschichte und Theorie der Gattung ‚Bildungsroman‘ und arbeitet anhand der Romane sowie zeitgenössischen pädagogischen Schriften heraus, wie die Bedeutung einer „allseitigen“ weiblichen Bildung im Verlauf der Goethezeit abnimmt und sich auf die Ausrichtung auf die weibliche Rolle im häuslichen Raum verengt. Das andere in den Interpretationen bearbeitete Themenfeld betrifft Krankheit und Tod (S. 221-249). In sämtlichen der sechs untersuchten Romane spielen Krankheit und Tod eine wichtige Rolle, wobei Schmid zufolge „eine medizinische Diagnose gar nicht intendiert ist, und stattdessen die Aufmerksamkeit auf etwas anderes gelenkt werden soll“ (S. 221). Schmid liest die Krankheitssymptome der fiktionalen Patientinnen metaphorisch und kommt zu dem Ergebnis: „Krankheit dient der Darstellung moralischer Konflikte“ (S. 246). Um dabei gleichzeitig in den Blick zu bekommen, wie sich die Fiktion zum medizinisch-biologischen Diskurs der Zeit verhält, stellt Schmid die literarisch-bildliche Gestaltung des Themas Krankheit in den Kontext zeitgenössischer medizinischer Schriften.

Einen Perspektivwechsel nimmt der dritte und letzte große Teil der Arbeit vor. Er beschäftigt sich nicht mehr mit bestimmten Aspekten und Themen innerhalb der Fiktion, sondern versucht, das Selbstverständnis der Autorinnen und ihr Verhältnis zu ihrem Schreiben im Kontext des auf sämtlichen Ebenen männlich dominierten Literaturbetriebs der Zeit zu rekonstruieren. Dafür untersucht Schmid die zeittypischen Vorreden der Romane und nicht-literarisches Material wie Zeitschriftenbeiträge und Briefe der Romanschreiberinnen (S. 251-324).

Abschließende „Überlegungen zu einer weiblichen Literaturgeschichte resp. Literaturtradition“ (S. 325-328) stehen anstelle einer Zusammenfassung. Vor dem Hintergrund, dass im 16. und 17. Jahrhundert für Autorinnen andere Produktions- und Rezeptionsbedingungen geherrscht hätten als im 18. und 19. Jahrhundert, ist Schmid zufolge „die Frage nach einer spezifischen weiblichen Ästhetik stets unter konkreter Bezugnahme auf die literarischen Produkte einer bestimmten Zeit zu prüfen“ (S. 327). Wohl bedeute – so Schmid – die

„Kongruenz in der Thematik nicht zwingend eine Identität in Bedeutung, Funktion und im Präsentationsmodus“ (S. 327). Aber gerade diese Ambivalenz der untersuchten von Frauen geschriebenen Romane der Tradition gegenüber, und zur Goethezeit sei das Goethes und Schillers Definition von ‚Klassizität‘ gewesen, bedeute das im Titel angezeigte Entkommen aus der ‚selbstverschuldeten Unmündigkeit‘ durch die bürgerliche Frauenliteratur. Gleichwohl die zeitgenössischen Konzepte von Autor und Werk weibliche Autorschaft diskursiv ausschließen, wären die schriftstellernden Frauen „als Autorinnen vor ein Publikum“ (S. 328. Hervorh. i. O.) getreten. Und deshalb liefere gerade die bürgerliche Gesellschaft die „literarhistorische[] Konstellation“, in der eine „Tradition weiblicher Literatur“ entstehe (S. 328). Ihre sorgfältig herausgearbeiteten Thesen begründet Schmid in ihrer dichten und materialreichen Studie unter anderem durch den Rückgriff auf briefliche Äußerungen der Autorinnen.

Anne Lehnert

New York, Melbourne, Auschwitz – Romane, Gedichte und Skizzen von Lily Brett

Zu viele Männer, Roman, Wien/Frankfurt/M. 2001 (Deuticke, 655 S., 24,50 €).

Auschwitz Poems, Wien/Frankfurt/M. 2001 (Deuticke, 150 S., 16,90 €).

New York, Wien/München 2000 (Deuticke, 160 S., ca. 14,90 €).

Einfach so, Roman, Frankfurt/M. 2001 (Suhrkamp, 446 S., 9,90 €).

Zu sehen, Frankfurt/M. 2000 (Suhrkamp, 331 S., 9,90 €).

Lily Brett ist längst kein Geheimtipp mehr, sondern hat sich auch bei uns eine Fangemeinde erschrieben. Im letzten Jahr erschienen auf Deutsch ihr erstes Buch, der Gedichtband *Auschwitz Poems*, und ihr neuer Roman *Zu viele Männer*.⁴

Bekannt wurde die in New York lebende, von polnischen Juden abstammende australische Schriftstellerin in Deutschland durch ihre Kolumnen, die ab 1993 allwöchentlich in der *Zeit* erschienen und inzwischen im Sammelband *New York* auch als Buch vorliegen. In diesen Momentaufnahmen klingen alle Themen an, die auch Bretts Romane ausmachen: die Freude an den Annehmlichkeiten und Absurditäten des Großstadtlebens, das Heimweh nach Australien, wo sie aufgewachsen ist, die Ehe mit dem Künstler David Rankin und das Zusammenleben mit ihren drei Kindern, die Ghetto- und KZ-Vergangenheit ihrer Eltern samt dem Essproblem, mit dem sie darauf reagierte, das herzliche und komplizierte Verhältnis zum liebenswert dickköpfigen alten Vater und nicht zuletzt die Psychoanalyse, mittels derer sie sich mit all dem auseinandersetzt.

Das Schreiben ist für Lily Brett eine Möglichkeit, den Dingen eine Ordnung zu geben – und der Welt, die oft sinnlos erscheint, einen Sinn. Vor dem Hintergrund der KZ-Vergangenheit und der Sprachlosigkeit ihrer Eltern erklärt Brett, warum ihr das Schreiben so viel bedeutet: Es erlaube ihr, Erklärungen zu liefern und Ängste zu mildern, indem sie lose Enden zusammenfüge und so die Zufallselemente im Zaum halte, die das Leben ihrer Eltern zerstört haben.

Ihr einzigartiger Humor verbindet Lily Bretts Texte, die sich auf den ersten Blick mit völlig unterschiedlichen Themen befassen. Gleich ob sie von ihrer Abneigung gegenüber dem inflationären Grün und der unerträglichen Stille ländlicher Abgeschiedenheit berichtet oder die ängstliche Besorgtheit ihrer Mitmenschen über Bazillen und Ansteckungsgefahren belächelt – immer bezieht Brett sich selbst in die schonungslose Betrachtung ihrer Umgebung mit ein. Ihr Blick ist daher bei aller kritischen Klarheit nicht fremd und distanziert, sondern engagiert und warmherzig. Wie Lily Brett über ihre verzweifelnde Suche nach fettfreiem Joghurt in deutschen Supermärkten oder ihre auch nicht wesentlich erfolgreichereren Ehestiftungen schreibt, reizt zunächst zum Schmunzeln. Darüber hinaus halten ihre witzigen Betrachtungen dazu an, die Welt in ihren kleinen und größeren Irritationen und Schönheiten zu sehen.

Durch den starken autobiografischen Bezug und die rückhaltlose Offenheit ihres Schreibens wirken die Skizzen und die in *Zu sehen* versammelten ausführlicheren autobiografischen Texte intim, ohne peinlich oder aufdringlich zu sein. „Intimität ist meine Spezialität,“ sagt Lily Brett selbst. Durch die Intimität ihres Schreibens wolle sie zeigen, dass wir, gleich wie unterschiedlich wir zu sein scheinen und in welcher unterschiedlichen Welten wir leben, im Grunde alle die gleichen Ängste und Hemmungen haben – und einen Sinn für Humor, der uns rettet.

Die Beschädigungen und Konflikte einer Auschwitz-Überlebenden der zweiten Generation sind das Thema, mit dem sich bereits Lily Bretts erstes Buch, der Lyrikband *Auschwitz Poems* auseinandersetzt, und dem Lily Brett letztlich in all ihren Texten treu geblieben ist. Der Gedichtband mit Illustrationen ihres Mannes wurde erstmals 1986 veröffentlicht. Lily Brett erspürt Bilder und Erlebnisse aus Auschwitz, die sie nie selbst gesehen hat und die ihr keiner explizit erzählt hat – und schildert sie ähnlich wie ihren New Yorker Alltag: präzise, klar, schonungslos. In sparsamen, konzentrierten Sätzen beschreibt sie das Grauen des Konzentrationslagers und wird zur Chronistin der Ereignisse, die ihre Eltern nicht aussprechen konnten. Dabei handeln die Gedichte nicht von Schuld, sondern bilden schlicht das prekäre Leben und das allgegenwärtige Leiden und Sterben ab. Sie zeigen die Schrecken des Vernichtungslagers ebenso wie das Ringen um Menschlichkeit und persönliche Würde.

Auch *Zu viele Männer*, der neueste Roman von Lily Brett, befasst sich mit Auschwitz und seinen Folgen. Wie schon in Bretts Romanerstling *Einfach so* steht eine Tochter von Holocaust-Überlebenden im Mittelpunkt. Ruth, eine erfolgreiche New Yorker Geschäftsfrau, reist mit ihrem Vater nach Polen, um besser zu verstehen, was ihre Eltern erlebt haben. Die ausgesprochene Abneigung der Hauptfigur gegenüber Polen hat Brett den Vorwurf eingebracht, das Juden-Stereotyp auf die Polen zu übertragen und Feindschaft zu konservieren (Andreas Nentwich in *Die Zeit* 17/2001). Auf Kritik stieß auch die mangelnde Souveränität des Romans: Lily Brett schaffe es hier nicht wie sonst, den richtigen Ton zu treffen und das Tragische mit dem Alltäglichen zu mischen (Volker Hage in *Der Spiegel* 4/2001). Die Kritik ist berechtigt. Zwar finden sich auch in *Zu viele Männer* immer wieder Situationskomik und humorvolle Betrachtungen, doch überwiegt der ernste und auch anklagende Ton. Die mangelnde Distanz zum Thema und das Fehlen der von Lily Brett gewohnten Leichtigkeit sind dem direkten Kontakt zum Holocaust geschuldet, unter dessen Eindruck Brett der rettende Humor offensichtlich schwer fällt. Der Roman mag daher nicht Lily Bretts bestes Buch sein – eine lohnenswerte Auseinandersetzung mit der Spurensuche einer Tochter von Auschwitz-Überlebenden war seine Lektüre für mich trotzdem.

Anne Lehnert

Ein Lächeln, das allen gilt: Bücher über Buchhändlerinnen

Uta Glaubitz: *Jobs für Bücherwürmer und Leseratten. Machen Sie Ihre Leidenschaft zum Beruf*, Frankfurt/M. 2001 (Campus Verlag, 184 S., 15,90 €).

Bärbel Wegner (Hrsg.): *Die Freundinnen der Bücher. Buchhändlerinnen*, Königstein/Ts. 2001 (Ulrike Helmer Verlag, 224 S., 15,00 €).

Um Frauen, die ihre Leidenschaft für Bücher zum Beruf machen, geht es in dem von Bärbel Wegner herausgegebenen Sammelband *Die Freundinnen der Bücher* und auf andere Weise auch im Ratgeber *Jobs für Bücherwürmer und Leseratten* von Uta Glaubitz. Unterschiedlich sind die Aspekte, unter denen diese Frauen (bei Glaubitz auch Männer) in den Blick genommen werden: Uta Glaubitz gibt praktische Hilfestellung dabei, einen Beruf im Berufsfeld Bücher zu finden; der Sammelband über Buchhändlerinnen stellt eine Berufsgruppe vor, und dabei ausdrücklich die in der Mehrzahl vertretenen Frauen.

Der Ratgeber *Jobs für Bücherwürmer und Leseratten* basiert auf der von Glaubitz entwickelten Methode zum Finden des eigenen Traumjobs, die sie auch in Seminaren und Vorträgen vermittelt. Im letzten Teil des Buches werden die LeserInnen in Form eines Workshops dazu angeleitet, die eigenen Wünsche ernst zu nehmen und so genau die Tätigkeit zu finden, bei der sie mit ganzem Herzen dabei sind. In diesem Fall bezieht Glaubitz ihren Ansatz auf den Wunsch, beruflich in irgendeiner Weise mit Büchern zu tun zu haben. Unter den Rubriken *Die Autoren, Jobs im Verlag, Um die Verlage und um die Autoren herum, Die Medien, Bücher drucken und verkaufen* finden sich Reportagen über Berufe rund ums Buch: bekannte Berufsbilder wie DrehbuchautorIn, LektorIn oder eben BuchhändlerIn, aber auch unkonventionelle wie KochbuchredakteurIn, BuchbestsellerermittlerIn oder Literaturfestival-VeranstalterIn.

Nicht ganz systematisch, sondern etwas willkürlich sind leider die jeweiligen Tipps und Adressen. Doch liegt das Plus des Buches weniger darin, ein umfassendes Kompendium über Bücherberufe an die Hand zu geben. Glaubitz vermittelt keine lückenlosen Informationen, sondern regt dazu an, bei der Berufsfindung neue Wege zu gehen. Ihr Buch kann dabei als eine Art Ideenpool und Katalysator dienen und zu eigenen Forschungen und Erkundungen anregen.

Bärbel Wegners Buch *Die Freundinnen der Bücher* ist eine Liebeserklärung an Buchhandlungen und an die Frauen, die darin arbeiten. Der Titel ist einem Artikel von Adrienne Monnier entliehen. Deren *Maison des Amis des Livres* am linken Seineufer war im Paris der 1920er-Jahre ebenso legendär wie die gegenüberliegende Buchhandlung *Shakespeare and Company* ihrer amerikanischen Freundin Sylvia Beach. Porträtiert werden neben diesen Pionierinnen des Buchhandels weitere berühmte Buchhändlerinnen wie Inge Feltrinelli, die Gründerin der größten italienischen Buchhandelskette, Marga Schoeller, die Gründerin der gleichnamigen Bücherstube in Berlin, die rege Frankfurter Buchhändlerin Melusine Huss oder Julie Gastl, die sich in Tübingen für den Philosophen Ernst Bloch engagierte.

Aber auch unbekanntere Buchhändlerinnen werden vorgestellt: Ebba Bär, die in einer Münchner Hugendubel-Filiale auch nach vierzig Berufsjahren und trotz der undankbaren Entlohnung noch begeistert liest, einkauft und berät, Sigrid Kaufmann, deren Buchhandlung im Neubaugebiet Rostock-Schmarl Anlaufstelle für Schüler, ältere Leute und eine junge Krimiautorin ist, oder Sybille Brüggemann, die nach 15 Jahren Tätigkeit im Buchhandel Soziologie studierte, dann als EDV-Tainerin arbeitete und mit 45 schließlich ihren eigenen Frauenbuchladen aufmachte.

Neben solchen Porträts, die den Hauptteil des Buches ausmachen, hat die Herausgeberin die Spur der ersten Frauen in diesem Berufsfeld aufgenommen: Bereits um 1250 finden sich Hinweise auf Buchhändlerinnen, doch blieb diese

Tätigkeit bis ins 19. Jahrhundert hinein vor allem Buchhändlergattinnen und -witwen vorbehalten. Seit Beginn des 20. Jahrhunderts nahm die Zahl der Frauen im Buchhandel – trotz teils heftiger Ablehnung seitens der männlichen Kollegen – stetig zu: Um 1930 betrug ihr Anteil an den Lehrlingen bereits fast 50%, heute sind 83% der Auszubildenden weiblich.

Aufsätze über Buchhändlerinnen im Film und als Romanheldinnen runden die Porträts und historischen Darstellungen ab. Zudem melden sich die Buchhändlerinnen selbst zu Wort: in Form einer Liebeserklärung an die KundInnen, eines Klagelieds aus dem Weihnachtsgeschäft oder eines flammenden Plädoyers für den Traum von der Buchhandlung als Ort der Begegnung.

Gemeinsam ist den porträtierten Buchhändlerinnen wie auch den Autorinnen die Liebe zur Sache, das rege Interesse nicht nur an den Büchern selbst, sondern an ihrer Vermittlung und Verbreitung, dem Austausch also über Bücher mit anderen Menschen.

Erstaunlich aktuell sind schließlich die schlichten Texte Adrienne Monniers aus dem Alltag einer Buchhändlerin: Witzig und weise beschreibt sie die wenigen glanzvollen Momente, das Gespräch mit AutorInnen und interessierten LeserInnen, aber auch die Sorge um die Finanzen, die Platzprobleme durch die Flut von Neuerscheinungen und den inneren Kampf bei der Auseinandersetzung mit mürrischen oder banalen KundInnen. Doch auch ihnen begegnet Adrienne Monnier stets mit einem freundlichen Lächeln, denn: „Der Geist der Bücher ist ein Lächeln, das allen gilt.“

Ruth Brand

Mutterland nach dem Holocaust – Eine Tochter fordert die Erinnerung zurück

Fern Schumer Chapman: Mutterland ... nach dem Holocaust. Eine Tochter fordert die Erinnerung zurück. Aus dem Amerikanischen von Dörte Eliass, Rüsselsheim 2002 (Christel Göttfert Verlag, 240 S., 22,50 €).

Im Alter von 12 Jahren ist der Jüdin Edith Westerfeld 1938 in letzter Minute die Flucht aus einer hessischen Kleinstadt in die USA gelungen. Für ihre Eltern hingegen war es zu spät: Sie kamen in den deutschen Vernichtungslagern um, weil sie die Großmutter nicht zurücklassen wollten. Die Erinnerung an ihre ausgelöschte Kindheit trug Edith stets in sich verschlossen, als sie bei ihrem Onkel als eher geduldete denn geliebte Verwandte aufwuchs. Ihrer eigenen Familie konnte sie später nie mitteilen was geschehen war. Entwurzelt, nicht amerikanisch, nicht deutsch, blieb sie ein Mensch ohne Traditionen. Auch ihrer Tochter – einer Generation später – fehlen die Traditionen: Kinderlieder, alte

Rezepte, Bräuche. Denn alles Deutsche hatte ihre Mutter stets abgelehnt, das Amerikanische aber auch nie annehmen können.

Die Tochter nimmt diese Verlorenheit ihre Kindheit hindurch schmerzlich wahr:

„So sehr sie sich auch bemühte, ihr früheres Leben zu vergessen, das ‚Vorher‘ abzulegen, so warf es doch seine Schatten in die Gegenwart. Meine Mutter verhielt sich wie eine Amputierte, die noch immer ihre Zehen fühlt. Auch wenn sie sich selbst zu jemandem anderen machte, verrieten sie Kleinigkeiten. So erinnere ich mich gut, wie sie sich über ihr Scheckbuch beugte und leise in einer fremden Sprache vor sich hin rechnete – auf Deutsch: sechs plus acht ist vierzehn.“

Erst nach 50 Jahren wagt Edith mit ihrer Tochter den Blick zurück in die Vergangenheit und fliegt nach Deutschland. Es wird nicht nur eine Reise in die Kindheit, sondern auch eine in die verschüttete, verdrängte Erinnerung: Edith erlebt Vergangenheit und Scham alter Bekannter und Klassenkameraden, die ihre Familie einst im Stich ließen, wegschauten oder auch mitmachten als das Haus der Familie geplündert wurde. Das Elternhaus hat einen neuen Besitzer, der nicht gewusst haben will, wie sein Vater zu dem Haus gelangte. Doch die Reise zeigt den Amerikanerinnen auch das Schicksal Deutschlands nach dem Krieg: Das Elend der Nachkriegszeit, von dem die alten Klassenkameraden erzählen, die Kriegsversehrten, die Last der Vergangenheit, die bis in die Gegenwart das Selbstwertgefühl einer ganzen Nation vergiftet.

Edith trifft aber auch Gesichter von Menschen wieder, die bis zuletzt zu ihnen hielten und sich selbst in Gefahr begaben: Mina, die wie eine Schwester im Hause der Westerfelds aufwuchs und die Familie bis zuletzt im Konzentrationlager besuchte, erweckt die alten Erinnerungen zu neuem Leben. Sie hat noch die alten Lieblingsspiele der Mädchen im Kopf, Ediths Kosenamen „Tiddy“, das selbstgegrabene Planschbecken im Hof, als Juden im Strandbad am Rheinufer nicht mehr erwünscht waren.

Doch Mina schaffte auch nie, die Vergangenheit ein Stück hinter sich zu lassen und einen Neuanfang zu machen. Stattdessen lebt sie in der Vergangenheit in einem abgelegenen Häuschen, ohne sich von ihrem Sohn zum Schritt in die Gegenwart bewegen zu lassen. Durch sie erkennen Edith und ihre Tochter, dass man auch loslassen muss und bereit sein, das Alte ruhen zu lassen – dem ungesühnten Unrecht zum Trotz. Auf ihrer Reise findet Edith so einen Weg, sich mit der Vergangenheit auseinander zu setzen und sogar zu versöhnen.

Die Reise bringt aber nicht nur eine Aussöhnung mit der dunklen Vergangenheit, auch die beiden Frauen finden einen neuen Weg zueinander. Fern Schumer Chapman hat die besondere Bedeutung der Mutter-Tochter-Beziehung

einfühlsam beschrieben: „So lange ich zurückdenken kann, hatte vor der Reise der Schmerz meine Mutter verzehrt, sie hatte nichts vergessen und konnte ohne dieses Vergessen die Vergangenheit nicht loslassen. Meine ganze Kindheit über hat sie mit diesem so belastenden und ablenkenden Schmerz gekämpft, dass die schönsten Momente ihres Lebens als Mutter verdunkelt wurden.“

Neben Lilly Brett ist Schumer Chapman eine weitere jüdische Autorin aus den USA, die sich mit den Erfahrungen der Töchter-Generation der Holocaust-Überlebenden auseinandersetzt. Dennoch kaum zu vergleichen: Lilly Brett entwirft in *Einfach so* ein Panorama verschiedener Personen, die alle ganz Verschiedenes erlebten und erleben mit ihrem Jüdischsein, aber ganz in der Gegenwart angekommen sind. Fern Schumer Chapman hingegen blickt gezielt auf eine Person – ihre Mutter – und deren Suche nach der eigenen Vergangenheit. So wird der Leser ganz vertraut mit dem Ringen mit der eigenen Geschichte, das nicht nur das ganze Leben in Beschlag nehmen kann, sondern auch bei der Nachfolgeneration Spuren hinterlassen hat. Erst von ihrer Enkelin wird Edith emotional erreicht, erst jetzt hat sie die innere Freiheit dazu erlangt.

Fern Schumer Chapman ist ein poetisches, tief berührendes Buch über das Lernen aus der Vergangenheit, aber auch über das Verzeihen und Loslassen gelungen. Mit ihrem sensiblen und einfühlsamen Stil prangert sie das Unrecht an, das das Leben zweier Generationen geprägt hat. Dennoch gelingt es ihr, nicht einfach mit dem Finger auf die zu zeigen, die während der schlimmsten Verfolgung nicht den Mut hatten, ihren Mitmenschen zu helfen, sondern wegsahen und mit ihrer Feigheit leben mussten.